

Leben, du große Kugel der Überraschungen, was hältst du verborgen?

Die Geschichte meines Lebens

Erzählt von Erika Trus, geborene Rezabeck



**Gewidmet
meinen Söhnen Gunnar und Sven
wie meinen Enkeln Arne und Iaco.**

**Beginn des Schreibens:
Dienstag, der 21. Januar 2011**



Es war kalt, bitter kalt. Der kälteste Winter dieses Jahrhunderts, in dem Rhein, Donau und Bodensee zuzufrieren begannen, schickte sich an, sich einzunisten. Es war Donnerstag, der 14. November 1929. Im Bett lag eine fast zwanzigjährige Frau, die Lehrerin des Ortes, in den Wehen und brachte ihr erstes Kind zu Welt.

Es kam zu früh: ein Siebenmonatskind, ein zartes, winziges Mädchen. Eilig, um es vor Erfrierungen zu schützen, wurde es gebadet, abgetrocknet und eingeölt, warm eingepackt, in ein Körbchen gelegt und auf den gemauerten großen Backofen in die Wärme gestellt. So begannen die ersten Stunden meines Lebens.

Mutter erholte sich rasch. Reichlich Milch schoss in ihre Brüste. Sie konnte mich gut stillen. Von Tag zu Tag wurde ich größer und stärker. So vergingen Wochen, der Frühling zog ins Land. Es wurde allmählich Zeit, das Kind taufen zu lassen. Gaby Kollar, eine junge Lehrerin aus der Müllerschule in Hochwies wurde eingeladen. Sie stand Mutter, einer Städterin aus Brünn, kräftig zur Seite. Die junge, schwangere Frau musste sich in der fremden, einsamen Welt, einer deutschen Sprachinsel in der Mittelslowakei, erst zurechtfinden.

Gaby und Anni, der Name meiner Mutter, packten mich zu einem Bündel, nahmen mich auf den Arm und trugen mich den etwa 3 km langen Weg zur Kirche in der „Stadt“. Hochwies, mein Geburtsort, war zwar ein Dorf, genoss aber wegen seiner etwa 5.000 Einwohner Stadtrechte.

Pfarrer Klein erwartete die drei schon im Priestergewand. Ohne viele Umschweife begann er zu fragen: „Welchen Namen soll das Kind erhalten?“ „Erika“, entgegneten die Frauen. „Nein“, brüllte der Priester empört. „Das ist ein heidnischer Name. Geben Sie ihm den Namen Maria!“

„Nein“, bekam er zu Antwort. „Nein“, beharrten die Frauen auch, als er den Namen „Anna“ vorschlug. Die Frauen wandten sich schon zum Gehen. Der Pfarrer, fast verzweifelt, wagte einen dritten Versuch. „In Gottes Namen, so nennen sie es Erika“. Aber als Zweitname musste „Marianna“ ins Taufbuch eingetragen werden. So kann man bis heute auf dem Taufschein „Erika-Marianna“ lesen.



Das erste Foto der kleinen Erika.

Es war Sommer und Herbst geworden. Ich war ein richtiges Dickerchen und fing an, zu laufen. Lebhaft war ich, geradezu quirlig. Nichts war vor mir sicher. Mutter fiel es schwer, die Doppelbelastung aus Schule und Kind zu verkraften. Da bot sich meine Oma aus Brunn als rettender Engel zur Hilfe an. Sie wollte mich zu sich in die Annagasse 3 holen.

Mutter brachte mich hin. Ohne große Abschiedsschmerzen blieb ich da, Oma war eine gütige, liebe Frau. Mein kleines Herz flog ihr zu. Ich war lieb und brav, fühlte mich angenommen und verstanden. Nur sehr gute Erinnerungen habe ich an diese Zeit.

Ich fing sehr früh an, zu sprechen und wurde selbstständig. So unternahm ich schon kleine Ausflüge ins Nachbarhaus. Dort hatte ein Zuckerbäcker seine Backstube. Da trappelte ich sooo gerne hin. Schnell überwand ich die wenigen Stufen in den Backraum, wo es so herrlich duftete, postierte mich vor dem großen Mann mit der weißen Backschürze auf und bettelte mit lieben Augen: „Onkel Zuckerbäcker hast du ein ‚Windbusserl‘ (Baisergebäck) für mich?“

Er konnte mir nie widerstehen und ich erhielt immer ein riesiges Stück des süßen Gebäcks. Dieses verspeiste ich genüsslich und marschierte gesättigt zu Oma in den ersten Stock des Nachbarhauses. Es gab Mittagessen, doch der Hunger fehlte. „Warst du schon wieder beim Onkel Zuckerbäcker?“ „Jaa“, kam die gedehnte Antwort. Großmutter lächelte still vor sich hin und schimpfte mich niemals aus. Großmutter, meine große, große Liebe.

Eine zweite Episode, an die ich mich erinnere, ist die Geschichte mit dem „Baden am Schwarza Fluß“. Onkel Josi, der jüngste Bruder meiner Mutter nahm sich oft Zeit für mich. Es spielte mit mir, las mir vor. So nahm er mich, wenn er mit seinen Freunden und Freundinnen zum Baden fuhr, mit. Er neckte mich oft. So hielt er mir einmal ein Stück Badeseife vors Gesicht und forderte mich auf: „Iss!“ Empört und entrüstet soll ich meine kleinen Fäustchen in die Hüften gestemmt haben und ihm zornig ins Gesicht geschleudert haben: „Seife!!!“

In Hochwies war das Leben weitergegangen. Mutter hatte, nach dem Pech mit meinem Vater, einen anderen Mann, den Josef Tekale, kennen gelernt und ihn geheiratet. Bald meldete sich ein zweites Kind an. Das Leben lief wieder in geregelten Bahnen. Kurz nach meinem zweiten Geburtstag holte mich Mutter zurück in die Thomaschule.

Am 6. Dezember 1931 wurde mein Bruder Gerhard geboren. Ein süßer kleiner Kerl. Auch dieses Kind konnte meine Mutter gut stillen. Oft saß ich auf dem Schemelchen dabei und sah zu. Dem Kind schmeckte es gut. Es saugte und schmatzte. Ich bekam auch Lust, an diesen prallen Brüsten zu trinken. Mutter erlaubte es mir. Es war herrlich, die süße Milch zu saugen. War die Brust leer, schob ich sie mit der Hand weg, und rief: „Nächste Seite!“ Meinem Brüderchen wurde aber wegen dieser Untat nichts entzogen.

Unsere Mutter nahm ein Mädchen namens Franziska in den Haushalt. Das sorgte für Erleichterung. Es war eine harmonische Zeit. Unsere Eltern schafften sich eine Kuh, Schweine, Gänse, Enten, Hühner und Hasen an. So wuchsen wir mit vielen Tieren auf, hatten immer viele Spielkameraden. Unsere Lieblinge waren die Häschen, schwarze, braune und gefleckte.

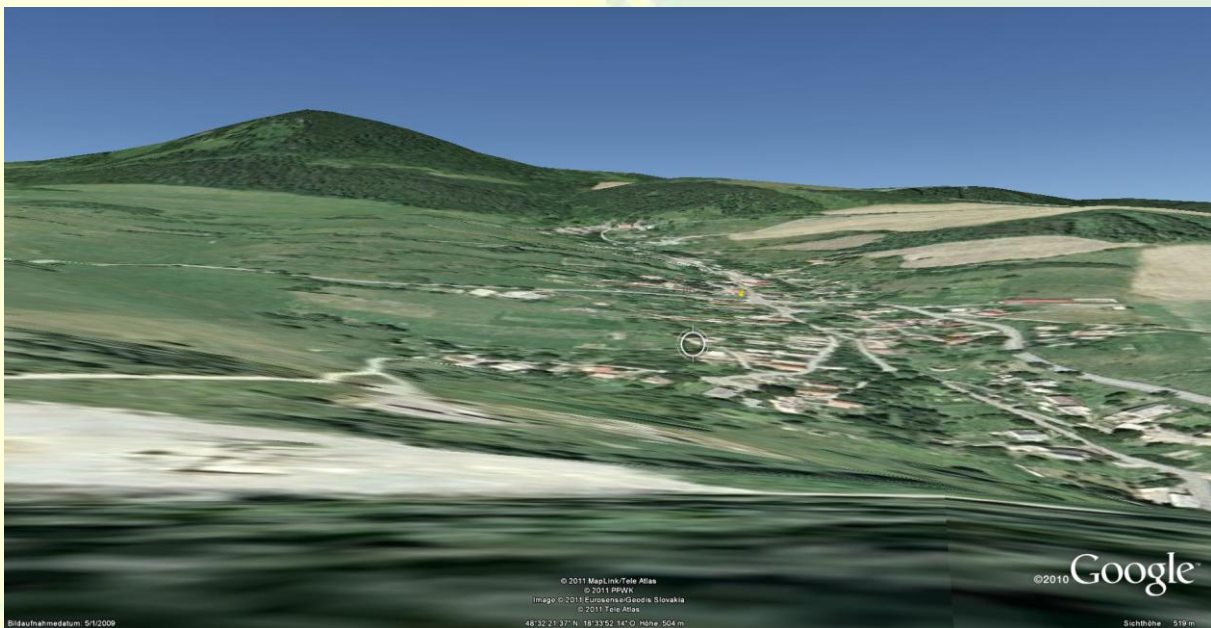
Das Geflügel wurde morgens immer aus den Ställen gelassen und gefüttert. Schnurstracks watschelten die Enten zum kalten Gebirgsbach und gründelten bis zum Mittag. Punkt zwölf Uhr standen sie dann wieder unter unserem Küchenfenster und quakten lautstark. Es war jeden Tag die gleiche Zeremonie.

Im Sommer spielte ich im Garten, buddelte in der Erde, „pflanzte“ Blumen. Gerhard saß auf einer Decke dabei und beschäftigte sich mit Spielsachen. Er war ein lieber Bub. Im Winter holten wir den Schlitten aus dem Schuppen und tobten mit anderen Kindern im tiefen Schnee.

Begann im Frühjahr die Schneeschmelze, tat sich in unserem Keller - wir wohnten in der Schulwohnung auf der Brunnenseite – eine Quelle auf, und das Wasser sprudelte munter hervor. Es kam zu richtigem Hochwasser. Unsere eingelagerten Kartoffeln, die auf einer Pritsche lagerten, schwammen darin herum.

Manchmal gönnte uns unser Vati einen Spaß: Er holte den großen Waschtrog herbei, setzte uns Kinder herein und paddelte mit uns im Keller herum. Das war fein! Nie ist einer von uns ins feuchte Nass geplumpst. Später verschwand das Wasser wieder und dicke Frösche hüpfen auf dem feuchten Boden herum. Es war ekelhaft. Franziska scheute sich, einen Eimer Kartoffeln aus dem muffigen Keller zu holen. Auch ich schaute nur von der Kellertreppe aus dem Gehüpf zu.

Im Frühjahr wurde von Vati auch der Garten bestellt. Es wurde gegraben, Löcher gehackt und Kartoffeln darin versteckt. Unsere kleinen Hände halfen fleißig beim Einlegen. Unsere kleine Schwester Helga, die am 27. Dezember 1932 geboren war, wurde im Kinderwagen zu uns in die Sonne gestellt. Nun waren wir schon zu dritt.



Ansicht von Hochwies (oder Velke Pole wie es heute heißt) bei GoogleEarth

Mutter kam kaum zur Ruhe. Sie hielt Unterricht, kochte, buk alle 14 Tage riesige Laibe Brot und wusch die viele Wäsche mit der Hand. Diese wurde an einem Tage in Sodawasser in einem Holztrug eingeweicht, am nächsten Tag mit der Rumpel (Waschbrett) oder einer Bürste geschrubbt. Danach wurde sie in einem riesigen Topf auf dem Holzherd gekocht.

Waschtage, meistens Donnerstage, an denen schulfrei war, waren keine schönen Tage. Alles war feucht, nass und rutschig. Es stank gruselig nach Waschpulver. Geflant (gespült) wurde die Wäsche mit kaltem Brunnenwasser in der Zinkwanne. Mutter schüttete aus einem Fläschchen blaue Flüssigkeit ins Spülwasser, sie nannte es „Wäscheblau“. Es sollte die Wäschestücke weißer erscheinen lassen.

Zum Trocknen wurden im Garten von Baum zu Baum Seile gespannt, die Wäsche in Sonne und Wind getrocknet. Gebügelt wurden die Wäschestücke mit „Ungetümen“ von Bügeleisen. Es waren schwere Geräte, die an der Hinterseite ein Türchen zum Öffnen und Verschließen hatten, in die man in den hohlen Körper glühende Holzkohle füllen konnte. Keine leichte Aufgabe, da gab es manche Brandblase! War die Kohle erkaltet, musste die Prozedur von Neuem beginnen.

Oft bedauerten wir Kinder unsere Eltern und hatten Mitleid mit ihnen, weil sie sich so mit uns plagen mussten. Da stieg in unseren Köpfchen eine glorreiche Idee auf: Wir helfen Vater und Mutter! Sie sollen sich nicht mehr über unsere weiße Küche beklagen müssen, an der man jeden Schmutzfinger sieht. Schwarz sollte sie werden, einfach schwarz!

An einem Nachmittag, als die Eltern in der Stadt waren, holten wir aus dem Vorratsraum das Schuhputzzeug heraus, entnahmen sämtliche schwarze Schuhcremedosen und pinselten alle Möbel wunderbar an: die Kredenz (Küchenschrank), den Tisch, die Stühle und die Wasserbank. Müde und erschöpft, aber auch glücklich, legten wir uns nach getaner Arbeit ins Bett. Unsere Eltern, die spät in der Nacht heimkehrten, empfing schon im Flur ein bestialischer Gestank. „Ja um Himmels Willen, was haben die Fratzen denn jetzt schon wieder angestellt?“

Nach dem Entzünden der Petroleumlampe in der Küche entdeckten sie die ruchlose Tat. Eine total beschmierte, gestreifte Küche. Das Donnerwetter am nächsten Morgen, das über uns hereinbrach, war gewaltig. Es wurde Wasser erhitzt, jeder erhielt ein Stück Kernseife und eine Wurzelbürste in die Hand gedrückt und musste schrubben und schrubben. So belohnte man unsere so gut gemeinte „Hilfe“.

In einer Schulpause beschlossen Gerhard und einige seiner Kameraden „Musikinstrumente“ zu bauen. Sie nahmen alte Topfdeckel, begaben sich in den Schuppen und hackten aus Holzstücken Griffe zurecht. Gerhard schlug fest zu und hackte sich an der linken Hand den Daumen bis zum Fingernagel ab. Aus der Hosentasche zog er ein nicht mehr sauberes Taschentuch und wickelt es um die Hand. Still und immer blasser werdend, setzte er sich auf die Schulbank. Da rief ein Kind: „Frau Lehrerin, beim Gerhard tropft das Blut!“ Mutter riss das von Blut durchtränkte Tuch weg und sah das Unglück.

Ein dicker Verband wurde angelegt und Gerhard zu Dr. Sauerstrom in die Stadt gebracht. Dieser näh*/te die Wunde zu, legte erneut einen Verband an und gab die Weisung: „Erst nach drei Tagen öffnen!“ Am nächsten Tag klopfte die Wunde so heftig, dass Mutter die Bandage abriss und Gerhards Finger in Hypermermans saures Kalium Permanganat tauchen musste. So schützte sie Gerhards Finger vor Vereiterung. Ein leicht verstümelter Daumen für sein weiteres Leben blieb.

Auch ich, bei Dummheiten stets dabei, stellte etwas Ähnliches an. Ich steckte den Zeigefinger der linken Hand in eine leere Sidolflasche, deren scharfe Kanten nach innen gebogen waren, und bekam ihn nicht mehr raus. Alles ziehen und zerren half nichts. Erst eine Bleischere brachte Abhilfe. Eine Narbe – fast um den ganzen Finger – blieb bis heute.

In Erinnerung ist mir auch das Einkaufen gehen. Es war immer eine schwere Aufgabe. Es musste ja alles in Taschen oder Rucksäcken den drei Kilometer langen Weg von der „Stadt“ zu uns in die Berge geschleppt werden. Das waren viele Liter Petroleum, Zucker, Margarine, Reis, Grieß, Kaffee und Seife. Wir benötigten so viel Petroleum, da wir keinen Strom hatten und alle Räume mit Petroleumlampen beleuchteten.



Etwa 1913: Meine Oma Rezabeck, meine Mutti (ca 4 Jahre alt), Tante Mizzi, Onkel Karl und Opa Rezabeck

Im Sommer wurden 40 Ster (Kubikmeter) Brennholz bestellt und auf dem Schulhof aufgestapelt. Dann wurden Holzböcke aufgestellt – auch kleine für uns – und mit der Handsäge zersägt. Beim Spalten halfen wir Vati auch schon. Das gespaltene Holz wurde dann einige Wochen zum Trocknen in Haufen liegen gelassen. Nicht schlecht staunten wir einigen Tages, während wir das Holz in den Holzstall trugen, als aus einem Hohlraum im Holz eine Glucke mit 17 Küken hervorkam. Die Henne hat ihre Eier zwischen die Scheite gelegt und sie dann, ohne von uns bemerkt zu werden, ausgebrütet.

Vati war unsere Mutti. Morgens sorgte er fürs Frühstück, schaute, dass wir uns in den Waschschüsseln ordentlich wuschen, kämmte uns, packte unsere Schulsachen. Nach

dem Unterricht säuberte er die Klassenräume, putzte er die Fenster, ölte er die Fußböden. Später übergab er uns diese Aufgaben.

In der Familie bekamen wir doppelten Zuwachs: Zuerst wurde uns eine ganz schwarze Katze gebracht. Sie hieß Hermine. Und wurde unser aller Liebling. Jede Nacht fing sie Mäuse und legte sie reihenweise vor unserer Haustreppe aus. Wir sollten sie doch alle bewundern. Es verging nicht viel Zeit, da kam unser Förster vorbei, der einmal im Jahr einen Rundgang durch sein riesig großes Hochwieser Revier unternahm. Mit dabei hatte er diesmal seinen Hund „Wolf“. Er kehrte gerne bei uns ein, denn unsere gastfreundliche Mutter, die sehr gut kochte und buk, bewirtete ihn. Wolf legte sich bei uns unter den Küchentisch und blieb liegen. Er kam auch nicht hervor, als der Förster seine Tour fortsetzen wollte. Alles Zureden half nichts. Der Hund blieb stur, er regte und rührte sich nicht. Der Förster ließ ihn schweren Herzens zurück. So kamen wir, ohne es gewollt zu haben, zu einem Hund. Er wurde unser treuster Freund, Beschützer und Kamerad.

Inzwischen war ich drei Jahre alt geworden. Ein rechter Wildfang. Ich tobte und spielte mit meinen Freundinnen Ludmilla und Kornelia aus Thoma und Augustine aus Brinski. Sie kamen gerne zu uns in den Garten, wo wir ein „Lusthäuschen“ (Laube) und eine Schiffschaukel stehen hatten. Es bereitete uns Vergnügen, uns in das große Schiff zu setzen und von den herum lümmelnden Buben schaukeln zu lassen. Oft schlichen Augustine und ich uns in die Speisekammer und naschten von Muttis Backvorräten: Nüsse, Rosinen und Zucker.

Am 18. Januar 1934 kam unsere kleine, zierliche Anni zu Welt. Jetzt wurde es ernst: „Mithelfen“ hieß es! Wir „Großen“ bekamen die Aufgabe, die „Kleinen“ zu betreuen und

auf sie aufzupassen. Keine leichte Aufgabe. Auch verschiedene Arbeiten im Haus mussten wir verrichten. Die Holzkiste fürs Feuer musste ständig nachgefüllt werden, Eimer mit Wasser auf die Wasserbank geschleppt werden. Unsere Betten warteten darauf, glattgestrichen zu werden.

Jeden Tag kehrten wir die Zimmer aus und wuschen Geschirr, wobei manches Stück zu Bruch ging. An ein „Fallexperiment“ erinnere ich mich besonders: Gerhard sollte „Tüpfel“ (hohe Tassen) ins Wohnzimmer bringen. Er hängte sich an jeden Finger ein Gefäß und rief voller Stolz, als er über die Schwelle wollte: „Mutti! Ich kann alle auf einmal!“ Da tat es „Plumps“ und Gerhard lag, an jedem Finger nur noch einen Henkel hängend, am Boden. Schlagfertig rief Mutti, Gerhards Satz „vervollständigend“: „Alle auf einmal kaputt machen!“

Es war Frühling-Sommer. Gerhard wollte mit seinen Kumpanen zum Bach, um Forellen zu fangen. Ich, als einziges Mädchen, wollte mit. „Nein“, schrien die Buben, „dich wollen wir nicht, du bist immer so laut. Du trampelst immer so fest auf, das mögen die Fische nicht!“ Ich bettelte und bettelte. Sie ließen sich erweichen und stimmten zu. Mir wurde erklärt, wie Fische zu fangen seien: Vorsichtig durchs Wasser waten, langsam unter die Böschung fassen und kräftig zupacken, wenn man einen Fisch bemerkt. Ich folgte den Anweisungen, probierte es und plötzlich war ich mir sicher: Ich habe eine Forelle erwischt. Ich schrie, so laut ich konnte: „Ich habe eine!“ Ich zog den vermeintlichen Fisch heraus und erbleichte. Ich hatte eine zischende Ringelnatter in der Hand. Voller Entsetzen schleuderte ich sie ans Ufer. Mit Knüppeln erschlugen die Jungen das arme, unschuldige Tier. Nie wieder wollte ich zum Fischen mitgehen.

Ab diesem Moment hatte ich vor Schlangen Respekt. Vor allem, weil ich noch eine weitere Begegnung mit einer Schlange hatte. Mutti war, zusammen mit ihren Schulkindern, aufgebrochen, um in einer großen Lichtung im Wald frische Walderdbeeren zu pflücken. Für unsere Ernte waren wir mit Kännchen und Eimerchen unterwegs. Wir fanden viele reife, süße Beeren. Um einen Baumstumpf herum entdeckte ich die herrlichsten, leuchtendsten Früchte.

Mit Eifer begann ich zu pflücken. Da schnellte plötzlich eine Kreuzotter hoch, die sich zuvor noch gekringelt auf dem Stamm sonnte und zischte mir ins Gesicht. Das schon reichlich mit saftig-roten Erdbeeren gefüllte Eimerchen klatschte auf die Erde und ich rannte brüllend davon. Seit diesem panischen Moment leide ich unter einer Phobie gegen alles, was sich kringelt, schleichend fortbewegt und zischt. Schon bei der Vorstellung überläuft mich ein Schauer.

Ganz anders unsere tierischen Lieblinge: unsere Häschen, die wir liebten, Jeder von uns hatte seine speziellen Favoriten, die wir besonders gut umsorgten. Täglich rupften wir im Garten Gras und fütterten sie. Aber wehe, wenn es hieß: Am Sonntag gibt es Hasenbraten. Ein Gezeter brach los. Keiner wollte, dass eins „seiner“ Tierchen geschlachtet wird. Trotzdem kam am Sonntag eins als Braten auf den Tisch. Keinem von uns Kindern schmeckte es.

Schöne Tage unserer Kindheit waren die Ostertage. Unsere Eltern bauten in Hecken und Büschen feine Osternester auf. Wir stürmten hinaus und drehten alles um, was sich biegen und bewegen ließ. Unsere Augen strahlten, wenn wir hinter Grasbüscheln endlich etwas Glitzerndes entdeckten. Die Schokoladenhasen in buntem Stanniol drückten wir

wonnevoll an uns. Nur einmal misslang das Osterfest beinahe völlig. Wir hatten Masern. Wir fieberten, waren voller rotem Ausschlag und tränten aus geröteten Augen. Das Sehen fiel uns schwer. Doch insgesamt hatten wir Kinder nicht viele Krankheiten zu überstehen. Wir litten an Windpocken, wurden aber auch von quälendem Keuchhusten geplagt.

Unsere Kuh Rosa gab uns täglich frische Milch. Ein Teil davon wurde zu Gries- und Reisbrei oder Kakao verkocht. Die restliche Milch wurde in große Tontöpfe gefüllt und zum „Sauer-werden“ auf Regale in die Speisekammer gestellt. Nach einigen Tagen wurde die Sahne abgeschöpft, in ein großes Butterfass gefüllt und zu Butter geschlagen. Erwartungsvoll stellten wir uns mit einem Löffelchen bewaffnet dazu, bis der löchrige Schlegel, der auf und ab pumpte, uns winzige Butterflöckchen nach oben beförderte. Schnell schnappten wir dann mit dem Löffelchen zu, und schwupp, verschwand jedes Klümpchen im Mund.

Die dicke Milch gab es zum Abendbrot, dazu ein von Mutter gebackenes Stück Brot, dick mit frischer Butter bestrichen. Das schmeckte. Herrlich! Noch heute verspüre ich den guten Geschmack von damals auf der Zunge. Auch wenn ich an eine andere meiner besonderen Vorlieben denke: Ich wollte die Dickmilch damals nicht verrührt aus der Tasse trinken, sondern sie mit dem Suppenlöffel stückweise, mit Zucker und Zimt bestreut, aus dem Teller löffeln. Aus der übrigen Sauermilch wurde Topfen (Quark) hergestellt. Er wurde in Tüchern ausgepresst, zu kleinen Törtchen geformt und fürs nächste Backen aufbewahrt.

Rosa, unsere eben erwähnte Kuh, gehörte schon einige Jahre zu uns. Sie durfte im Garten, am Wegrand und am Rain weiden. Doch sie durfte auch mit den Kühen des

Bauern auf die Bergwiesen. Die Bauernjungen, Bauernmädchen und ich trieben die Kühe auf die saftigen Wiesen, auf der herrliche Blumen blühten. Diese Wiesen hatten den Namen Tatra-Wiesen. Der Name hatte jedoch nichts mit der „Hohen Tatra“ zu tun. Wir trieben die Kühe barfuß über steinige, holprige Pfade bergauf. Während die Kühe friedlich weideten, lagen wir im duftenden Gras, dösten vor uns hin, spielten und erzählten. Unseren Hunger stillten wir mit eingesteckten Broten, unseren Durst mit reifen Früchten, Erdbeeren und Himbeeren vom Waldrand.

Die Tage vergingen friedlich, nur ein Sommertag brachte uns große Aufregung. Es wurde heiß, heißer und schwüler. Die Bremsen umschwirrten uns und stachen zu. Die Kühe, unruhig geworden, hoben die Schwänze gen Himmel und galoppieren davon. Wir hasteten aufgeregt hinterher. Es begann zu blitzen, zu donnern und wie aus Eimern zu gießen. Völlig durchnässt und erschöpft kam ich zuhause, mit rot geweinten Augen an. Zitternd erwartete ich ein Donnerwetter, das auf mich niederprasseln würde. Aber die Eltern lachten nur. „Was plärrst du dummes Ding nur? Rosa ist schon längst in ihrem Stall und frisst Heu.“

Eben, als ich von Unwetter berichtete, fiel mir eine andere Geschichte ein. Es war ein sehr drückend heißer Sommertag. Man hätte sich gerne im kühlen Keller verkriechen mögen. In der Wohnung rissen wir alle Fenster auf, damit Zugluft entstand. Da schwebte unter Donnergekrache eine Flammenkugel durch eins der geöffneten Fenster in den Raum, bewegte sich drehend rund um alle Wände und strebte beim anderen offenen Fenster wieder hinaus. Ein grelles Licht blitzte auf und die runde Flammenkugel (Kugelblitz) zersprang mit ohrenbetäubendem Getöse. Wäre die Explosion im Raum geschehen, oh weh!

An eine weitere Sommergeschichte erinnere ich mich beim Schreiben. Unsere friedlichen Gänse, die sich immer nur rund um unsere Schule auf den Wiesen tummelten, bewegten sich Gras-rupfend auf einen Hügel zu. Plötzlich kreischten sie auf. Etwas musste sie erschreckt haben, vielleicht ein Marder oder Fuchs. Sie schlugen mit den Flügeln, stiegen in die Luft und segelten geschlossen über das Schulgebäude. Sie landeten gesund auf dem Feld des Bauern Thoma, der mit Spitznamen „Kürbis“ hieß. Nur eine verding sich in der Antenne unseres, von einem Akkumulator betriebenen, Radios. Sie stürzte ab und verletzte sich schwer. Sie musste geschlachtet werden.

Ja-ja, unsere Gänse! Eines Tages fiel uns auf, dass ihre Stückzahl sich verringert hatte. Was war geschehen? Ein böser Gedanke keimte auf: Waren Diebe am Werk? Nein, nein! Durch Zufall entdeckten wir durch gefundene Federn den Übeltäter. Ein Marder hatte sich heimlich in den Stall geschlichen, die Gänse totgebissen, ihnen das Blut ausgesaugt und die Kadaver in einem Hohlraum unter den Holzboden gezerzt. Erst das Aufstellen einer Marderfalle brachte Ruhe unter das Federvolk.

Es war Herbst geworden. Im Dorf, „der Stadt“ wie wir es nannten, kündigte sich der Jahrmarkt an. Unsere Vorfreude stieg, denn uns war versprochen worden, mitgehen zu dürfen. In der Dorfstraße wurden Buden aufgestellt. Es gab welche mit Spielsachen, Kleidung und Süßigkeiten. Es roch verführerisch nach Lebkuchen und Backwerk. Doch der unglaublichste Duft entströmte der Wurstbude. In einer Eisenwanne auf einem Eisengitter lagen über glühender Holzkohle rote Blutwürste, gefüllt mit Petel-Kascha (gekochten Graupen). Es brutzelte und knisterte das heiße Fett, Qualm stieg hoch und lockte die Besucher herbei. Auch uns lud es zum Stehenbleiben ein. Unsere Eltern, die unser Verlangen spürten, erstanden für jeden von uns eine solche Delikatesse. Der Höchste der Genüsse!

An einem Gemüsestand, von einem „Bulgar“ (Bulgaren) geführt, kaufte Mutti große Taschen voll fremd aussehender Obst und Gemüsesorten ein: Bananen, Orangen, Feigen, Auberginen und Melonen. Am Nebenstand lagen Stoffreste und Stoffballen aus. Mutter feilschte mit der Verkäuferin und erstand einen rot-gelb-braun-karierten Ballen Stoff. Später schneiderte sie davon für jeden von uns Mädchen ein gleiches Kleidchen. Wir nannten sie, der Farben wegen, „Tiger-Kleider“.

Nicht weit vom Stoffstand entfernt, hingen an einem Ständer bunte, emaillierte Töpfe und Pfannen. Ein schon leicht angedudelter Mann, der auf dem Tiermarkt ein Schweinchen verkauft hatte, wollte sein Geld in Ware umtauschen. Er erstand einen Topf und einige Küchengeräte und verstaute sie in seiner „Köze“ (Tragekorb für den Rücken) und wankte Richtung Heimat. Über diesen Heimweg wurde später, als man davon hörte, herzlich gelacht:

Der Bauer trabte mit der Last am Buckel gemächlich vor sich hin. Plötzlich hielt er inne und horchte auf: Jemand folgte ihm. Kaum stand er, blieb auch der „Fremde“ stehen. Kaum hatte er seinen Weg fortgesetzt, kam die Schritte wieder nach. Beschleunigte er seine Gangart, beschleunigte sie auch der Nachfolger. Er begann zu rennen, schneller, schneller. Atemlos betrat er, total nass durchgeschwitzt die Stube. Endlich Stille! Kurz darauf entdeckte man den gespenstischen „Läufer“. Das war der neu gekaufte Topf, der im Tragekorb steckte. Ein Kochlöffel, der darin stand, ahmte die Schritte nach: klick-klack, klick-klack! Ja, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Nach dem Abernten des Gartens bereitete man alles zum Kochen des „Povidel“ (Zwetschgenmus) vor. Es wurde ein großer Kupferkessel aufgestellt, darunter ein Feuer entfacht und viele entsteinte Zwetschen eingefüllt. Dann wurde stundenlang mit einem

riesigen Kochlöffel gerührt. Die Früchte wurden weich, Flüssigkeit entstand und es prustete und spritzte. Langsam verdickte sich der Brei und die dunkle Masse begann zu glänzen. Die Marmelade war fertig und konnte in viele, viele Töpfe und Gläser abgefüllt werden.

Die nächste Vorbereitung für die Speisen im Winter wurde in Angriff genommen. Aus der kalten Speisekammer brachte man nach und nach von den dort aufgehäuften Weißkrautköpfen in die Küche, holte einen großen Hobel, den man auf eine Wanne stellte und bewegte den Hobelkasten fleißig hin und her. Unten drückten sich die feingeschnittenen Streifen aus den Spalten und formten sich zu Haufen. Ein großes Holzfass wurde herbei gerückt und das wohlriechende Kraut schichtweise eingelegt.

Dann kamen wir Kinder in Aktion. Wir erhielten auf die gründlich gewaschen Füße weiße Socken übergestreift, wurden einzeln ins Fass gehoben und begannen zu stampfen. Wurde das Kraut weich, kletterten wir aus dem Fass und es wurde Salz auf die Masse gestreut. Eine weitere Schicht Kraut wurde eingelegt und das nächste weißbestrumpfte Kind musste ins Fass.

So ging es weiter: Kraut, Stampfen, Salz, Kraut, Stampfen, Salz. Ab und zu wurden zwischen die Schichten ein paar Äpfel gelegt. Das Fass füllte sich und die Speisekammer leerte sich. Auf die oberste Schicht legt man ein sauberes weißes Tuch, darauf rund zugeschnittene Bretter und drückte alles mit glänzenden Steinen fest. Tagelang stand das Fass in der Speisekammer, von uns nicht beachtet. Dann fing das Kraut an zu gären und ein fauliger Geruch breitete sich aus. Eklig! Das ging einige Wochen so. Plötzlich, so wie gekommen, hörte es auch wieder auf und das Kraut war zu Sauerkraut geworden. Im Keller stapelten sich außerdem die Äpfel und Birnen. Damit war an die Vitaminversorgung gedacht.

Jetzt fehlten noch die Fleischvorräte für den Winter. Aus dem Stall wurde das quiekende, fette Schwein auf den Hof getrieben, bekam vom Hausmetzger mit dem Messer einen Stich in den Hals, stöhnte noch einmal auf und fiel um. Das Blut lief. Schnell presste man eine Schüssel unter, um das Blut für Blutwurst aufzufangen. Einmal sollte ich die Schlüssel halten. Ich brachte es nicht fertig, mir wurde übel. Ich ließ die Schüssel fallen und rannte wie von einer Biene gestochen mit Gebrüll davon.

Das Schwein wurden in einen Schweinetrog gehievt und mit kochendem Wasser überbrüht. Das Abschaben der Schweineborsten wurde vorgenommen. Sie flogen nur so auf den Hof. Der Bauch des Tieres wurde aufgeschlitzt, die Innereien und die blau- und graugefärbten Därme quollen heraus, die wir in dafür vorbereitete Gefäße legten.

Der Kopf mit Ohren und der Ringelschwanz wurden abgetrennt, das Schwein in zwei Hälften geteilt und auf Haken über Nacht in der Speisekammer aufgehängt, darunter Schüsseln für die tropfende Flüssigkeit gestellt. Herz, Lunge und Leber wurden ebenfalls in der Speisekammer aufbewahrt. Die Därme wurden vom Kot befreit und sehr, sehr gründlich mehrmals gewaschen. Diese benötigte man zur Herstellung von Wurst.

Am nächsten Tag untersuchte der Metzger das Fleisch nach Trichinen, trennte den dicken Speck ab und begannen, die Hälften zu zerteilen. Er schnitt Braten, Schnitzel und Koteletts, vor allem große Schinken aus den Keulen. Die Stücke wurden zerkleinert und per Hand durch den Fleischwolf zu Hackfleisch gedreht. Die Knochen wurden „ingesulbert“ (in Salz gelegt) und einige Tage stehen gelassen. Speckwürfel, Fleischstückchen und Blut wurden zu Blutwurst, andere Fleischstückchen, Speck, Herz und Leber zu Leberwurst. In einem bauchigen Topf auf dem Herd kochte man den Kopf und anderes Fleisch weich.

Danach legte man in die heiße Brühe die prall gefüllten Därme: die Würste! Um sie nicht platzen zu lassen, wurde das Feuer gedrosselt. Dieses totale Chaos schimpfte sich „Schlachtfest“. Es ähnelte aber nicht im geringsten einem Fest.

Noch heute graust mir voller Unbehagen vor dem feuchten Dunst, dem nassen, fettigen Betonboden, auf welchem man ausrutschte. Die „Schlachteplatten“ – nach wiederhergestellte Ordnung – waren natürlich klasse: Quelfleisch, Würste, Faschiertes (Frikadellen) und Grammeln (ausgelassener Speck) mundeten fantastisch.

Es wirkte beruhigend, die vielen Gläser mit eingekochtem Fleisch, den Töpfen mit ausgelassenen Fett und den Würsten in der Speisekammer zu wissen. Eine Hungersnot mussten wir nicht befürchten. Später, als die gesalzen, geräucherten Speckseiten und die Schinken in der Speisekammer hingen, war das Schlachten beendet, der lange Winter konnte Einzug halten.

Lange ließ er nicht auf sich warten. Schon im November begann es zu schneiden. Oft fiel so viel Schnee, dass der Weg der Kinder zu den Toilettenhäuschen, die am Ende des Hofes aufgestellt waren, einer Wanderung glich. Doch für uns Kinder war Schnee einfach herrlich. Schon die ersten Schneeflocken wurden mit „Juchhu“ begrüßt: „Es schneit, es schneit!“

Täglich holten wir die Schlitten aus dem Schuppen, kletterten auf die Hügel neben der Schule und sausten herunter. Müde und abgekämpft, mit kalten Oberschenkeln (die Strümpfe, die an ein Leibchen geknüpft waren, reichten nicht bis oben und ließen ein Stück Bein unbekleidet), aber mit roten Bäckchen, kehrten wir heim.

Es gab heißen Tee, der im offenen Kachelofen aufgebrüht worden war. Ab und zu, wenn wir uns unbeobachtet fühlten, schütteten wir uns einen winzigen Schluck Rum in den

Tee. Geschlafen haben wir, wenn auch zu zweit oder dritt im Bett, wie die Marmeltiere. Nicht einmal die Flöhe, die wir uns von den Bauernkindern der Nachbarschaft geholt hatten und die uns das Nachts zwickten, bemerkten wir. An den roten Einstichstellen sahen wir es am nächsten Morgen.

Eines Tages bemerkte unsere Mutter, dass wir Mädchen und sehr oft an den Kopf fassten und kratzten. „Ihr werdet doch keine Läuse haben“, meinte sie erschrocken. Sie schaute nach und tatsächlich: In unseren Haaren wimmelt es von Ungeziefer. Sie fackelte nicht lange, holte aus der Kammer die große Petroleumkanne, griff aus dem Arzneikästchen eine Packung Watte und schmierte uns eine ungeheure Menge des dickflüssigen stinkenden Öls auf unsere Blondsöpfe. Darüber wurde aus einem großen Tuch ein Turban gewickelt. Viele Stunden mussten wir darunter verharren. Wurden wir endlich davon befreit, wurde der Tod der Läuse und Nissen (Eier der Läuse) festgestellt. Aber zu unserem großen Jammer befanden sich große rote Blasen hinter unseren Ohren. Diese schmerzten höllisch. Erst langes Waschen und Spülen der Haare schafft Erleichterung und Heilung.

Langsam ging es auf Weihnachten zu. Mutter buk Plätzchen, vor allem Ingwerplätzchen, und versteckte sie. Vati tat sehr geheimnisvoll und verschwand sehr oft. Wir konnten uns seine Abwesenheit nie erklären. Erst am Weihnachtsabend erklärte sich alles auf.

Er hatte Christbaumschmuck hergestellt. Im Wald hatte er eine große Tanne geschlagen (wir hatten sehr hohe Räume in der Wohnung) und sie im elterlichen Schlafzimmer aufgestellt. Prachtvollst hatte er diesen Baum geschmückt, ohne uns auch nur das

geringste zu verraten. Nie wieder in meinem ganzen, langen Leben habe ich mehr so einen herrlichen Weihnachtsbaum gesehen.

Von Großmutter aus Brunn kam ein Paket an. Herrliche Dinge waren darin: Kleidung, Spielsachen und Süßigkeiten. Besonders die kleinen, kissenartig geformten „Zuckerln“ (Bonbons) die mit Nuss-Creme gefüllt waren, mundeten uns. Wir nannten sie ihres schönen Glanzes wegen „Seidenzuckerln“.

Am Nachmittag wurden wir gebadet und festlich gekleidet, alles für das Christkind. Mutter kochte, brutzelte und schuftete am Herd. Wir Kinder rutschten mit unseren kleinen Popos auf den Stühlen herum. Die Zeit bis zum Kommen des Christkinds wollte einfach nicht vergehen. Im Wohnzimmer wurde festlich der Tisch gedeckt und es gab köstliche Speisen. Erinnern tue ich mich nur an ausgebackenen Karpfen, den Großmutter geschickt hatte. Die Eltern tranken noch einen grünen Likör, von uns Kindern schauernd „Brennesselschnaps“ getauft.

Kaum war das Essen beendet, ertönte ein helles Glöckchenklingen, das Christkind war da! Unter dem Weihnachtsbaum lagen die Geschenke auf gestapelt. Ich bekam ein kleines rosa Puppenwägelchen, etwa 15 cm groß, aus Kautschuk und einem niedlichen Püppchen darin, Gerhard ein Wägelchen mit einem Pferdchen davor, Helga und Anni jede ein Püppchen und ein Spiel mit bunten Kugeln. Es war das höchste Glück auf Erden für uns.

Plötzlich ertönte vor den Fenstern wunderschöne leise Musik. Die Fenster wurden geöffnet und die Musik ertönte lauter: Draußen im Schnee standen sechs oder sieben Zigeuner und fiedelten mit Inbrunst Weihnachtslieder. Es war die Krönung des Festes. Die Musikanten wurden bewirtet, bekamen Essen und Trinken sowie ein paar Kronen

(slowakisches Geld) und stapften dann wieder tapfer durch den Schnee nach Hochwies, wo sie in der Nähe des Friedhofs ihre Hütten hatten.

Langsam wurde wieder Frühling, der Schnee taute. In unserem Keller tat sich wieder die Quelle auf, das Hochwasser stieg. Irgendetwas wollten wir Kinder auf dem riesigen Boden, der sich über das ganze Schulgebäude zog, holen und kletterten die Treppe hoch. Klein Anni wollte auch mit. Aber sie kam nur bis zur Hälfte hoch, verding sich im Treppengeländer und stürzte, gerade von uns an der Kleidung gehalten, kopfüber nach unten. Ich zerrte und riss an den Schürzenbändern und brüllte: „Vaaaati!“

Er kam schnell herbeigelaufen und befreite das Mädchen aus ihrer misslichen Lage. Es wäre nicht auszudenken gewesen, wäre unser Annichen kopfüber in den Keller, ins Wasser gefallen und vielleicht ertrunken.

Ja, unsere Anni, unser Pechvogel! Einmal saß sie rücklinks am geöffneten Küchenfenster, machte eine unvorsichtige Bewegung und fiel mit dem Rücken aufschlagend hinaus. Einige Sekunden lang konnte sie nicht sprechen. Wir hatten Angst, sie hätte die Sprache verloren. Ein anderes Mal kletterten wir größeren auf einen Kirschbaum, Annilein versuchte es auch, fiel herunter und brach sich den Arm. Wochenlang musste sie einen Gipsarm tragen.

Einmal haben wir auch etwas sehr nettes mit ihr erlebt. Vati nahm uns Kinder mit in den Wald, der schon unweit der Plumpsklos begann, um Pilze, vor allem Steinpilze, zu pflücken. Es gab Unmengen davon zu finden. Wir suchten auch nicht lange und fanden einen riesigen, kerngesunden Pilz. Anni wurde von uns hochgehoben und auf den Schwamm gesetzt. Das sah so niedlich aus, dass kleine Mädelschen wie ein Zwerglein auf dem Pilz thronend.

Wolf, unser Hund, war stets bei uns. Er tobte mit uns, spielte mit uns „Klempaschka“ (Verstecken) und war unser treuester Freund. Doch auf einmal fing er an, Böses zu tun. Unser zweiter Lehrer, namens Holubar, besaß einen Dackel. Mit diesem unternahmen sie Streifzüge in den Wald, um zu wildern. Wir vertuschten das, war er doch unser Beschützer und Aufpasser! Er vertrieb ungebetene Gäste und stellte eine Zigeunerin, die unseren Kinderschränk im Flur ausräumen wollte. Aber es half nichts, es kam heraus. Wolf wurde ertappt.

Beide Hunde waren unterwegs, kamen auf der Tour an der Schafherde des Bauern Martin „Kürbis“ vorbei und Wolf riss einem Schaf den Bauch auf. Der Bauer tobte und wollte unsere Eltern anzeigen. Aber Mutter, eine halbe Tierärztin, desinfizierte Nadel und Faden und nähte dem Tier den Bauch zu. Einige Tage wurde es bei uns gepflegt, kam dann wieder gesund zu seiner Herde zurück. Wolfs Schicksal jedoch sollte besiegelt sein.

Herr Holubar, der zwar ein Gewehr besaß, aber ein schlechter Schütze war, wurde bestellt. Wolf wurde an einen Kirschbaum gebunden und Herr Holubar knallte los. Er streifte den Hund nur an der Schnauze. Der heulte auf und zerrte an der Kette. Nie werde ich den Blick vergessen, den das arme Tier uns, die wir auf den Fenstern standen, zuwarf.

Er schien zu flehen: „Ihr Verräter, ihr Unwürdigen. Helft mir in meiner Not!“ Aber wir weinten und weinten und konnten uns nicht beruhigen. Erst der zweite Schuss traf und Wolf war erlöst. Mit zitternden Händen halfen wir Vati, den Hund zu begraben. Nie mehr betraten wir das Stück Rasen, unter dem unser Kamerad begraben lag, wenn auch das fetteste Gras für unsere Hasen darüber wuchs.

Am 14. Mai 1935 wurde unsere Ilse geboren. Ilse wurde „mein Kind“, welches ich zu betreuen hatte. Überallhin schleppte ich sie mit. Als sie ein paar Wochen alt war, nahm ich sie schon auf den Rücken.



Etwa 1936: Ganz links Vati mit der kleinen Ilse, in der Bildmitte Helga, das Mädchen mit den kurzen Haaren und dem weißen Kleidchen mit Rundkrägelchen.

In Brünn begann Großmutter sich unwohl zu fühlen. Sie kränkelte, die Blase macht ihr zu schaffen. Sie schrieb uns Briefe, von denen noch bis heute zwei erhalten sind. „Liebes Annerl“ redete sie meine Mutter an. Gegen Weihnachten wurde es schlimmer. Blut mischte sich unter den Urin und Großmutter kam ins Krankenhaus. Sie wurde untersucht, bekam eine Spritze und verstarb am 21. Dezember.

Der schrecklichste Tag meines Lebens bis dahin. Ich weinte, weinte, weinte. „Deine Oma ist jetzt im Himmel“, versuchten alle mich zu trösten. Aber es gelang niemandem. Stundenlang stand ich auf dem Fensterbrett und starrte mit rot geweinten Augen auf die Wolken am Himmel, um ja nicht zu versäumen, wenn Großmutter auf die Erde blicken sollte. Aber nie mehr sah ich ihr geliebtes Antlitz.

Mutter fuhr zur Beerdigung nach Brünn. Sie nahm mich mit. Unterwegs im Zug verlangte ich von Mutti, dass sie mich nach Hause bringen sollte. „Warum denn das? Du wolltest doch zur Beerdigung von Großmutter!“ „Ja, aber ich muss auf die Toilette!“ Ich wusste nicht mehr, dass es auch im Zug eine solche gibt.

Auf der Beendigung und der Trauerfeier waren viele Leute. Manche sprachen mich an, da sie mich als kleines Kind gekannt hatten. Onkel Karl, Mutters Bruder und seine Frau Gretel, Tante Mizzi, Mutters Schwester, ihr Mann Hans sowie Johannes, Muttis jüngster Bruder, genannt Josi, mit Frau waren anwesend. Am traurigsten von allen war Großvater Rezabeck, Muttis Vater. Einige Wochen blieb er noch allein in der Wohnung in Brunn, dann holte ihn Mutter zu uns in die Thomaschule.

Vorbei war die Zeit des Verlassenseins für uns Kinder. Endlich übernahm ein Erwachsener die Fürsorge für uns. Mutter und Vater waren alle Nachmittage in die Stadt gelaufen. Mutti half Tante Marischka, Vatis Schwester, in der Küche ihrer Gastwirtschaft. Vati vergnügte sich mit Kumpanen auf der Kegelbahn. Sehr spät kehrten sie wieder heim. Wir schliefen schon in unseren Betten, sahen unsere Eltern erst wieder am nächsten Morgen.

Großvater versuchte uns zu „erziehen“, was ihm so manchen Kummer bereitet haben muss. Er kochte auch für uns, was uns nicht immer mundete. Mit Schaudern denke ich an die „Saubohnensuppe“ zurück (die dicken, bunten Bohnenkerne), die so mehlig schmecken. Wir saßen trotzig vor unseren Tellern. Wir durften erst vom Tisch aufstehen, wenn die Teller geleert waren. Da fiel uns ein kleiner, teuflischer Trick ein. Wir stopften einige Löffel Suppe in den Mund, liefen ins Zimmer und spuckten diese aus dem geöffneten Fenster in den Garten hinaus. Dort muss sich der bunte Bohnenhaufen getürmt haben.

Ilse blieb mein Kind. Ich passte auf sie auf, ließ sie nicht aus den Augen. Wollte ich mit den anderen Kindern spielen, nahm ich sie auf meinen „Buckel“. Das arme Kind muss O-Beine bekommen haben, so oft musste sie in dieser Sitzlage verharren.

Dann begann der „Ernst des Lebens“, wie meine Eltern prophezeiten, für mich. Ich kam ins erste Schuljahr, ich war sechs Jahre alt. Erinnern kann ich mich nur an wenig. Ich krallte den Griffel so fest auf die Schiefertafel, dass sie kreischende Töne von sich gab. Die Anweisungen des Lehrers blieben mir auch im Ohr: „Aufstrich, Abstrich, Aufstrich, Pünktchen drauf! „ So erlernte ich das „i“ in Sütterlin.



Mutti und Vati

Mit neun Jahren, Ostern 1939, wurde ich mit dem Größeren zur ersten Kommunion geschickt. Mutter nähte mir aus hellblauer Waschseide ein Kleidchen. Die anderen Kinder trugen weiße. Außerdem schickte sie mich mutterseelenallein, ohne Kerze, in die Kirche. Alle betrachteten mich argwöhnisch. Warum sah ich so anders aus? Es war eben so! Nach dem Gottesdienst schlenderte ich gemütlich, Schmetterlinge fangend, wieder nach Hause. Das Fest war „gefeiert“.

Am 9. Mai gleichen Jahres, wurde unsere Eva geboren. Mutter wurde ein riesiger Korb mit einer Babyausstattung geschenkt. Sie erhielt für ihr sechstes Kind den deutschen Mutterorden und wurde geehrt. Hitler, der in Deutschland zur Macht gekommen war,

hofierte auch im Ausland, in den Ländern, die zum Reich gehörten, die deutschen Frauen. Wir Kinder standen oft vor den schönen Sachen für das kleine Kind. So feine Strampelhöschen, Jäckchen und Spielsachen hatten wir noch nie gesehen.

Wir freuten uns einerseits über unser blondes Schwesterchen, wurden aber andererseits leicht traurig. Unsere Katze Hermine kränkelte. Sie litt an Krämpfen. Mühsam kroch sie auf das Eternitdach unseres Hauses, um sich zu sonnen. Sie rutschte aus, fiel auf den dicken Bernhardinerhund unseres Pfarrers, der unter dem Fenster lag und konnte nur knapp ins Kellerfenster flüchten.

Einige Tage später war sie plötzlich völlig verschwunden. Sie tauchte auch nie wieder auf. Einige Wochen später besuchte uns der Schornsteinfeger. Er reinigte den Schornstein und stöhnte: „Um Himmels willen, was habt ihr denn verbrannt?“ Es war unsere geliebte Hermine, die anscheinend bei einem Anfall in den Schornstein gerutscht und erstickt war. Armes Tier! Keine der Katzen, die später ins Haus kam, wurden unsere Freund. Sie blieben scheu und brachten Ärger mit sich, weil sie diebisch waren.

Im Spätsommer 1939 fragte Onkel Karl (Mutters ältester Bruder) und seine Frau Gretel, die keine eigenen Kinder hatten, bei Mutter an, ob sie mich mit zu sich nach Deutschland holen dürften. Mutter willigte ein. Sicher war es ihr nicht unangenehm, mich Racker, der schlimmer als zehn Buben sein sollte, in gute Hände zu geben. Sie wurden sich schnell einig. Meine wenigen Habseligkeiten waren schnell gepackt und ich wurde nach Preßburg gebracht.

Treffpunkt war die Donaubrücke. Dort nahmen mich meine künftigen „Pflegeeltern“ in Empfang. Ohne viel Aufsehen zu machen, nahm ich Abschied, wendete mich den beiden

Verwandten zu und lief treuherzig auf einem Steg neben der großen Brücke hinter ihnen her. Ich habe mich nicht einmal mehr umgesehen, ließ einfach meine Mutter stehen.

Auf der anderen Seite der Donau begann Österreich. Unweit der Grenze lag Wien. Wir stiegen in den geparkten schwarzen „Adler“, setzten uns hinein, ich bekam eine riesige Puppe in den Arm gedrückt und ab ging die Fahrt in die schöne Walzerstadt.



Auf der Fahrt über Wien nach Neu-Isenburg

Dort bezogen wir in einem Hotel Quartier und besichtigten einige Tage lang das „Schöne Wien“! Es war für mich alles wie ein herrlicher Traum. Die „Tram“ kam quietschend angebraust, man konnte einsteigen und losfahren. Ein Fahrschein musste natürlich gelöst werden. Bei mir kleinem Mädchen gab es Schwierigkeiten: „Steig obi“, forderte die Schaffnerin mich auf. Ich schaute ganz verdutzt. Wo sollte ich rauf oder runter steigen? Da wurde es mir erklärt: „Du musst auf diese Treppenstufen treten, deine Körpergröße soll gemessen werden!“ Damals mussten Kinder ihren Fahrschein nach Größe bezahlen.

Später ging es in den Prater. Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf, als ich das riesige Rad, mit den vielen Gondeln daran hängend, sah. Wir fuhren mit. Viel von der Aussicht Wiens habe ich nicht von oben gesehen. Eingeschüchtert und ängstlich drückte ich mich in die äußerste Ecke auf die Bank.

Gingen wir durch die Straßen einer Zuckerbäckerei vorbei, duftete es so fein, dass ich an meine Brünner Zeit erinnert wurde. Ebenso war es bei einer Fleischerei. Der Geruch von guter Wurst und Grammeln (ausgelassenem Speck) betäubte die Nase. Nach ein paar erholsamen Urlaubstagen wurde die Fahrt nach Neu-Isenburg fortgesetzt.

Als ich das erste Mal die Wohnung in der Zeppelinstraße 13 betrat, wähnte ich mich im Himmel. Schöne helle, niedrige Räume. Eine tolle Einrichtung. Es gab ein Wohnzimmer, ein mit einer Schiebetür verbundenes Arbeitszimmer für Onkel Karl, ein Schlafzimmer, eine Küche mit Speisekammer und ein gefliestes grünes Bad. Darin befand sich ein Toilettenbecken mit Wasserspülung und ein Waschbecken. Feine Frotteetücher waren auf einer Stange aufgehängt. Man konnte an einem Hahn drehen und es kam Wasser gelaufen. Vorbei war die Zeit des Wassersschleppens mit Eimern.

Ebenso war es beim Lichtanzünden. Ein Druck auf einen Schalter und helles Licht erstrahlte. Keine Petroleumkannen mussten geschleppt werden, keine Glaszylinder für die Petroleumlampen am kalten Brunnenwasser gewaschen werden. Brot und Brötchen kaufte man bei Bäcker Souard in der Rheinstraße, Milch, Butter und Käse in dem Geschäft davor, bedient wurde man von der Verkäuferin im weißen Kittel mit den „blaugefrorenen“ Händen. Fleischwaren erhielt man ein paar Straßenzüge weiter in einem Fleischergeschäft. Alles war so einfach geworden.

Bald schon meldete mich Onkel Karl in der Volksschule an. Ich kam ins vierte Schuljahr zu einem Lehrer namens Herr Richard Werner, der an einem Stock ging. Es fiel mir schwer, mich in die neue Klassengemeinschaft einzufügen. Ich, in Hochwies ein so ungebärdetes Kind, wurde still und stiller. Morgens befiel mich Angst, wenn ich zur Schule musste. Onkel Karl begleitete mich tagelang und beschützte mich vor den auf mich lauenden frechen Buben. Aber dann erwachte in mir mein alter Kampfgeist. Ich steckte eine Rute unter die Arme und wehe, wenn die Plagegeister aus ihren Verstecken

kamen, drosch ich mit dem Stock fest auf sie ein. Sie lernten bald, sich von mir zu fürchten und ließen mich in Ruhe.

In der Klasse lernte ich Hannelore Kohler kennen. Sie wohnte auch in der Zeppelinstraße und wir begaben uns täglich gemeinsam auf dem Heimweg. Sie wurde meine gute Freundin. Wir verrichteten sehr oft gemeinsam die Hausaufgaben und spielten fast täglich mit unseren schönen Puppen. Lehrer Werner bemühte sich, meine Wissenslücken auszubessern und stand mir immer bei.



Gemeinsame Bootstour mit Hannelore Kohler auf dem Main

Tante Gretel nähte mir Blüschen, Röcke und Kleidchen. Sie stattete mich aus. Ich wurde eine kleine Persönlichkeit. Die Tischmanieren hatten sich gebessert, die Kleider und Schuhe wurden schön zusammengelegt, aus den staubigen, strohigen Haaren war eine glänzende Frisur entstanden. Dass dicke Bäuchlein, welches meinen zarten Körper entstellte, sollte verschwinden. Eine Wurmkur schaffte Abhilfe. Dicke, große, weiße Würmer wurden in einen Nachttopf ausgeschieden.

Die Stimmung unter unseren Bekannten, den Familien Griesinger, Glänzle, Hahnemann und Jakesch wurde verhaltener. Man besuchte sich kaum noch. Wir Kinder konnten das kaum verstehen. Aber dann bekamen wir mit, was sich anbahnte. Es wurde vom Zweiten Weltkrieg gesprochen. Im September begann das Unheil. Es war Krieg, Krieg!

Es gab nichts mehr zu kaufen, es wurden Lebensmittelkarten und Bezugsscheine ausgegeben. Es wurde trostlos.

Am 14. November feierte ich meinen zehnten Geburtstag. Der Gabentisch war noch reichlich gedeckt, da die Geschenke noch im Frieden besorgt worden waren. Ich bekam ein Nähkörbchen, ein Federetui, ein Poesiealbum mit Ledereinband, in welches Onkel Karl ein schönes Bild mit Eicheln und Blättern gemalt hatte, Buntstifte, ein paar Gummistiefel und Lebkuchen. Meine Freundinnen wurden eingeladen und ein schönes Fest gefeiert.



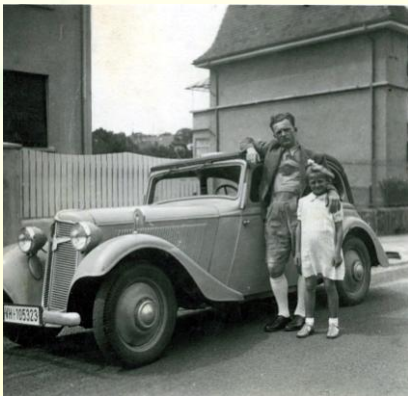
Mein 10. Geburtstag in Frankfurt

Im ersten Kriegsjahr war's noch ruhig. Onkel Karl wurde zwar zu den Soldaten eingezogen, aber Tante Gretel unternahm noch viel mit uns. So fuhr sie mit uns per Schiff auf dem Main, in welchem man noch alle Steine auf dem Flussgrund sehen konnte. Wir fuhren auf den Flughafen und schauten uns den Zeppelin an, der nicht mehr mit seinem Gebrummel über unsere Häuser fliegen durfte. Er wurde in kleine Stücke zerlegt. Wir fuhren nach Dornholzhausen bei Bad Homburg ins „Luftbad“, einem Club für Nacktkultur und verbrachten schöne Stunden mit Sport, Spiel und Spaß.

Dort lernte ich auch im Schwimmbad schwimmen. Onkel Josi, der wegen einer Bauchoperation noch nicht zu den Soldaten eingezogen worden war, sagte eines Tages zu mir: „Eri“, so wurde ich von Onkel und Tanten gerufen, „wenn du durch das Becken schwimmst, bekommst du fünf Mark von mir.“ „Wie macht man das, schwimmen?“

Onkel Josi zeigte mir auf einer Schwebebank (Turngerät) die Schwimmbewegungen, ich ahmte sie nach und schwamm anstandslos durchs ganze Becken. Dann streckt ich Onkel Josi die Hand hin und sagte: „Fünf Mark!“

Ebenso tat ich es mit dem Fahrrad fahren. Ich schob das Fahrrad auf einer Anhöhe, schwang mich darauf und fuhr. Später radelte ich mit dem Fahrrad von Neu-Isenburg durch Frankfurt nach Dornholzhausen: 35 km.



Onkel Karl und ich vor seinem „2. Adler“

Großvater Rezabeck hatte es auch nicht in Hochwies gehalten. Er als Städter aus Brunn, hielt es in der einsamen Gegend nicht mehr aus. Er zog zu Onkel Josi und Tante Traude in die Heimatssiedlung, einem Stadtteil Frankfurts.

1940 kam ich auf die Holbein-Mittelpunktschule nach Sachsenhausen. Nun hieß es früher aufstehen, den längeren Weg zur Straßenbahnlinie 16 laufen und mit der Bahn durch den Wald über die Oberschweinstiege und Luisa nach Sachsenhausen zu fahren. Das war eine große Umstellung.

Meine neue Klassenlehrerin war eine schlanke, zierliche Frau mit einem Haarknoten, sie hieß Fräulein Müller. Ich fand bald gute Freundinnen in der Klasse, mit denen ich mich gut verstand. Das Lernen fiel mir nicht so schwer, da Tante Gretel viel mit mir übte. Ich erinnere mich an so manche „Pauckstunde“ für englische Vokabeln.

Alles war gut, bis die ersten Fliegerangriffe auf Frankfurt kamen. Waren es anfangs nur einzelne Angriffe, wurden es von Tag zu Tag mehr. Jede Nacht heulten die Sirenen. Im Flur standen gepackte Taschen mit Sachen für Notfälle, die nur gegriffen werden mussten und ab ging es in den Luftschutzkeller. Schlaftrunken wankte man im verdunkelten Haus die Treppe hinunter, kuschelte sich im muffigen Raum in eine Ecke, wehrte die Schnaken, die einem um den Kopf summten mit der Hand ab und döste vor sich hin.

Oft dauert es lange, bis der gleichbleibende Ton Entwarnung anzeigte. Manchmal war man kaum im Bett und eingeschlafen, da ertönte erneut Alarm. Wieder in den Keller! Am nächsten Morgen fuhr man übernachtigt zur Schule. Immer öfter gab es Fliegeralarm und es wurden Bomben geworfen. Es krachte und donnerte. Zitternd hockten wir im Keller.

Trotz der schwierigen Lebensumstände um uns herum, vergaßen wir nicht, Kinder zu sein. Schien an einem Wintertag die Sonne, nahmen wir unsere Ski und Schlittschuhe auf die Schultern und wanderten in Gruppen durch den Wald zur Oberschweinstiege an den „Vierwaldstättersee“, wie wir einen See in der Nähe nannten, und tobten uns dort auf der großen Eisfläche aus.

Es war herrlich, so über das Eis zu fliegen oder mit den Skiern den Hügel auf der Insel herunter zu rutschen. Nur einmal verletzte ich mich hart. Aus Unachtsamkeit schlug ich mir mit angeschnalltem Ski auf den Knöchel des anderen Fußes. Es war ein höllischer Schmerz. Nur mit großer Anstrengung humpelte ich nach Hause. Kaum war der Schuh vom Fuß, wurde der blaue Knöchel dick, schwoll zu einem Klumpfuß an. Wochenlang war ich ans Bett gefesselt.

Im Sommer ging es ins Luftbad nach Dornholzhausen. Herrlich! Freizeit, Sonne, Sport. In der Reifezeit der Beeren holte mich ein Bekannter aus Bad Homburg, ein Gärtner, zu sich in die Gärtnerei, um Beeren zu pflücken. Es gab weiße, rote und schwarze Johannisbeeren. Meine kleinen Hände pflückten fleißig die Spankörbchen voll.

Beim Heuwenden durfte ich auch mithelfen. War das Heu getrocknet, wurden mit dem Rechen Heuhaufen aufgeschichtet. Daran habe ich solchen Spaß gefunden, dass ich noch bis in die Nacht „Heu machte“: Eines Nachts hörte Tante Gretel die Schiebetür, die sich zwischen Wohnzimmer und Arbeitszimmer befand, ständig auf- und zugehen. Was treibt denn die Eri nur? Sie stand auf und schaute nach.

Ich, die ich als Besucherin, im Wohnzimmer auf dem Sofa schlafen musste, schleppte sämtliche Sofakissen ins Arbeitszimmer und schichtete sie auf. „Was tust du denn da?“ wurde ich gefragt. „Ich schichte Heuhaufen auf“, gab ich zur Antwort und wachte auf. Ich hatte geschlafwandelt.

Kurz bevor wir nach Berlin zu Onkel Karl fuhren, der aus Frankreich zu einem Offizierslehrgang in die Hauptstadt abgeordnet worden war, gingen wir zu einer Trauung im Römer in Frankfurt. Hertha Jarolim, die wir aus Brünn kannten, heiratete ihren Flieger Fritz. Es war so eine ruhige Hochzeit, einer Tochter aus reichem Hause.



Die Hochzeit von Hertha Jarolim, Fritz, Tante Gretel und ich

In Berlin bekamen wir in Werder, der Kirschenstadt, eine kleine Wohnung. Das waren herrliche Tage, trotz des Krieges. So oft es ging, fuhren wir nach Berlin und schauten uns die noch fast unzerstörte Stadt an. Der Besuch des Schlosses „Sanssouci“ wird mir unvergessen bleiben. Alles glänzte und strahlte. In einem Raum stand eine riesige Tafel, festlich gedeckt, das teuerste Porzellan, Silberbesteck und Gläser befanden sich darauf.

In einem anderen Raum, dem Musikzimmer, lag die silberne Querflöte des Königs Friedrich des Großen auf dem Tisch. Mit großer Ehrfurcht betrachtete ich das Musikinstrument. In einem Museum stand das ausgestopfte Pferd von Friedrich dem Großen. Klein und schwächlich kam ich mir neben dem mächtigen grauen Pferd vor.

In Werder spielte ich mit den Kindern des Städtchens beim Brunnen auf dem Marktplatz. Das waren unbeschwerte Stunden. Nur eine unangenehme Erinnerung habe ich an einen dieser friedlichen Tage. Ein Junge, der mit uns spielte, wurde von einem anderen ungerechter Weise schikaniert. Ich konnte und wollte das nicht zulassen, denn

ich war für Gerechtigkeit. Schnell hatte ich einen Stein in der Hand und warf auf den Störenfried. Zielsicher traf ihn am Kopf und er blutete. Natürlich beschwerte sich seine Mutter bei meinem Onkel und meiner Tante und ich erhielt eine strenge Strafe: Hausarrest! Einen ganzen Nachmittag lang musste ich im Zimmer verbringen und große Zahlen durch dreistellige Zahlen teilen. Die Gegenprobe musste ich auch vorlegen.

Außer diesem Zwischenfall vergingen nur schöne Tage. Wir legten uns lange zum Baden an den Havelsee und genossen die Sonne. Da ich schon schwimmen gelernt hatte, lockte mich das Wasser. Ich zögerte auch nicht lange, stieg in den See und überquerte ihn. Ohne Anstrengung kehrte ich auch wieder zurück.

Nur die Nächte erinnerten uns daran, dass Krieg war. Die feindlichen Flieger überflogen Werder Richtung Berlin. Dann fielen Bomben. Es krachte und dröhnte. Einmal warfen sie ein Torpedo in Werder ab. Ich lag im Zimmer auf dem Sofa und wurde durch den Luftdruck mit Wucht hoch gerissen und mitten ins Zimmer geschleudert. Ich kam mit dem Schrecken davon.



1942: Mutti, Ilse, davor Eva, Anni, Gerhard, Helga, davor Erich mit Ball und rechts Vati. Ich war derweil in Neu-Isenburg.

Wieder in Neu-Isenburg angekommen, erhielt Tante Gretel eine Vorladung zur Ausbildung einer Hilfslehrerin. Sie meldete sich nach Brünn, dass im Protektorat Böhmen und Mähren lag, dass durch die Eingliederung ins Reich zu Deutschland gehörte. So entkamen wir dem immer stärker werdenden Bombenhagel Frankfurts. Wir

kamen bei Tante Hilde, der Schwester von Tante Gretel und ihrem Mann Emmerich (Emmi genannt), unter. Bei ihnen wohnte auch Tante Hildes alte Mutter, die mich absolut nicht leiden konnte. Ich war ihr auch nicht zugetan. Onkel Emmi jedoch, ein gehbehinderter Mann, der nicht zum Militär einrücken musste, liebte mich. Er nannte mich „mein kleines Hinkerl“ (Hühnchen). Ich liebte ihn ebenso.

Wir wohnten in den „Schwarzen Feldern“, wo ich auch einige Monate zur Schule gehen musste. 1941 wurde Tante Hilde und Onkel Emmi ein Sohn geschenkt. Freudig ging ich Onkel Emmi entgegen, als er an diesem Tag von der Arbeit als Farbingenieur nach Hause kam und erklärte ihm freudestrahlend: „Tante Hilde ist schon im Krematorium!“ „Was?!“ meinte Onkel Emmi. „Du meinst wohl im Sanatorium.“ Sie nannten den Jungen Helmut.

In Brünn lebte auch Tante Mizzi (Maria), die Schwester von Tante Hilde, mit ihrem Mann Jury Drkal. Sie besaßen eine eigene Metzgerei. Ihre drei Kinder hießen: Jari, Willi und die kleine Veruschka. Ich lief gerne zu Fuß zu ihnen. Dort gab es immer reichlich Wurst zu essen.

Wir vier Kinder verstanden uns gut und unternahmen viel gemeinsam. Ich erinnere mich lebhaft ans Schlittschuh laufen. Die beiden Buben versprachen mir, mir tschechisch beizubringen, was sie auch taten. Später stellte sich jedoch heraus, dass sie mir nur böse Schimpfworte eingetrichtert hatten. Ein besonderer Ausflug war der Besuch in der Mazzocha, einer Höhle in den Bergen. Darin befand sich ein aktiver, kalter Bach, die Punkva, angeblich 40 m tief. Das Wasser war mit Scheinwerfern beleuchtet. Das sah gespenstisch aus.

Nach dem Besuch der Höhle kletterten wir auf einen sehr hohen Berg. Oben war eine kleine Aussichtsbucht mit Gitter angebracht. Auf diesem stellte sich ein junger Mann

zum Handstand auf. Mir blieb fast das Herz stehen. So ein Mut! Ich konnte nur mit Angst in die tiefe, tiefe Schlucht blicken.

Bei Frau Blaschka lernte ich Klavier spielen. Mit Freude spielte ich bei Kutscheras auf dem Instrument. Dann, nach Monaten, reisten wir wieder nach Neu-Isenburg zurück. Ich kam wieder in meine alte Schule zu Fräulein Müller. Die Fliegerangriffe und Bombenabwürfe hatten zugenommen. Das war schrecklich anzusehen, wie Frankfurt zertrümmert worden war. Überall zerstörte Häuser. Von manchen Straßen waren nur noch die Gehwege mit Bauschutt am Rande zu sehen. In der Klasse fehlten Mädchen und Jungen, die bei Fliegerangriffen umgekommen waren.

An den Nachmittagen nahm ich an vielen Sportübungen teil. Ich war eine gute Sportlerin geworden. Man nannte mich die „Sportskanone“. Mit Hannelore war die Freundschaft geblieben. So oft es ging, verbrachten wir die Zeit miteinander. Nur einer unserer Kameraden, der Sohn des 1. Kapitäns Bruce, der den Zeppelin „Hindenburg“ gefahren und beim Brand 1937 in Lakehurst schwer verbrannt gerettet wurde, war gestorben. Er verstarb an einem Gehirntumor. Das gab eine Lücke in unseren Reihen.

Eine kleine, unwichtige Episode kommt mir in den Sinn. Bei unserem Nachbarn, der einen großen Garten neben uns besaß, waren Wicken vom Zaun abgerissen worden. Genau vor unserem Gartentor waren einige Zweiglein auf die Erde gefallen.

Wutentbrannt tauchte der kleine bärtige Mann in seiner Gärtnerschürze bei uns auf. „Euer Mädchen hat mir meine Blumen ausgerissen!“ brüllte er. Und wie es das Unglück wollte: Auf dem Tisch stand in einer Vase ein Strauß Wicken.

Böse Blicke trafen mich. Doch ich war total unschuldig. Ich hatte die Blümchen von einer Frau in der Mainstraße erhalten, der ich Besorgungen erledigt hatte. Erst

Telefonate klärten die „Untat“ auf. So kann man des Bösen bezichtigt werden, ohne nur das Geringste damit zu tun zu haben.



1943: Erich an der Hand bei Mutti, Eva, Helga, Ilse (halb verdeckt), Anni, Gerhard und Vati. Im Hintergrund Ferdinand (ein Bekannter) und Lehrer Mucha. Ich war immer noch in Neu-Isenburg.

An einem Nachmittag spielten wir mit Begeisterung in unserer Küche. Wir hatten die Mühle-, Dame-, Halma- und Mensch-ärger-dich-nicht-Spiele aufgebaut. Gerade waren wir vier Mädchen mittendrin bei Mensch-ärger-dich-nicht. Es wurde gewürfelt, weitergezogen, der Spielnachbar rausgeworfen und sich bemüht, wieder eine Sechs zu würfeln, um wieder am Spiel teilnehmen zu können. Ich war der Pechvogel. Kaum war ich ein Stück Weg gezogen, wurde mein Männlein lachend wieder ins Haus geworfen.

Meine Stimmung verdüsterte sich und ich wurde rot vor Zorn. Da packte ich das Spielbrett und schleudert es mitten in die Küche, die Püppchen tanzten und drehten sich nur so. Alle waren wegen meines Zornausbruchs platt vor Schrecken. Der Spielenachmittag war beendet. Damals ahnte ich noch nicht, dass es der letzte in meinem schönen Zuhause in Neu-Isenburg sein würde.

Es war Frühsommer 1943 geworden und wir fuhren nach Brünn, um ein paar Tage Urlaub zu machen. Meine Mutter aus Hochwies war eines Zahnarztbesuches wegen auch da. Alle saßen abends nett beieinander und unterhielten sich. Doch muss es,

während ich schon im Bett lag, zu einem Streit gekommen sein. Es soll um meinen Vater gegangen sein, über den meine Mutter absolut nichts erzählen wollte.

Am nächsten Morgen in aller Frühe raffte Mutti meine Habseligkeiten zusammen und herrschte mich an, ihr zum Bahnhof zu folgen. Völlig eingeschüchtert, trottete ich mit. Zuerst machten wir in Preßburg Station, wo Mutti einkaufte. Ich bekam ein riesiges Eis. Es schmeckte gut, aber es bekam mir nicht.

Jahrelang hatte ich so etwas nicht mehr gelutscht. Ich musste mich übergeben. Am Nachmittag gingen wir ins Schwimmbad. Mutter, eine richtige Wasserratte, wollte sich diesen Besuch nicht entgehen lassen. Ich zögerte erst anfänglich und stand unentschlossen auf einer Treppe vor dem riesigen Becken. Da kamen ein paar junge Burschen gesprungen, packten mich an Armen und Beinen und warfen mich ins Wasser. Ich muss vor Schreck so viel Wasser geschluckt haben, dass ich in meinem weiteren Leben Angst vorm Tauchen hatte.

Am nächsten Morgen ging es mit dem Zug nach Žarnovica. Dort stiegen wir in das Postauto und fuhren in die Berge, Richtung Hochwies. Das erste Mal fiel mir die schöne Gegend auf. Nie hatte ich das früher bemerkt. Als erstes kehrten wir bei Tante Marischka im Gasthaus ein. Von allen wurde ich angestarrt und begutachtet. Nach einer Stärkung marschierten wir zu Fuß an der Marienstatue mit den vier Linden und dann am Kreuz vorbei. Zu unserem Zuhause, der Thomaschule, stiegen wir immer bergauf. Am Bachrand blühten die herrlichsten Blumen, die Vögel zwitscherten, ich kam mir wie in einem Garten vor.

Angekommen wurde ich wortlos und misstrauisch von den Geschwistern beobachtet. Ich verhielt mich auch seltsam. Nach einiger Zeit begann ich etwas von einem „Bügeleisen“ zu faseln, um die Geschwister zum Lachen zu bringen, was mir aber völlig

misslang. Tagelang kam ich mir wie eine Fremde vor. Nur langsam konnte ich Anschluss an mein früheres Leben finden. Es wurde erst besser, als mich meine früheren Schulkameradinnen und Schulkameraden des achten Schuljahrs, zu denen ich in die Klasse kam, annahmen. Eines Vormittags, es war gerade große Pause, waren alle Schulkinder auf dem Schulhof. Manche saßen in der Ecke und verzehrten ihr Schulbrot, andere spielten „Suchen“ und einige von uns waren in den hohen Kirschbaum, der auf dem Schulhof stand, geklettert. Ich saß auf einem Ast in der obersten Spitze.

Da ertönte über uns ein tiefes Brummen. Amerikanische Bomber flogen von Deutschland zurück, wo sie ihre Bombenlast abgeworfen hatten. Plötzlich, ganz unerwartet, vernahm wir in der Luft ein grauenvolles Rauschen. Alle blickten entsetzt hoch. Da kam ein großes Ungetüm in schaukelnder Bewegung auf uns zu. Ich schrie aus Leibeskräften, da in mir der Schrecken des Fliegeralarms noch in den Knochen saß: „Bomben!“ Eilig ließ ich mich los, hangelte von Ast zu Ast nach unten und stand zitternd auf dem Schulhof. Beide Ärmel meines Blüschens waren ausgerissen. Wir rannten Richtung Keller. Da krachte es auch schon und eine riesige Stichflamme stieg hoch.

Ein großes „Etwas“ wurde, wahrscheinlich um die Menschenansammlung zu treffen, abgeworfen. Vincenz, ein schneller Läufer, wurde in die Stadt geschickt, um polizeiliche Hilfe zu holen. Nach einiger Zeit, als wir uns von dem ersten Schrecken erholt hatten, kletterten wir auf den Berg, etwa 300 m von uns entfernt, und betrachteten das vom Himmel gekommene „Ding“. Es war ein Benzintank. In dem Wrackteil war noch grünes Benzin enthalten. Wochenlang war der verbrannte Teil der Wiese zu erkennen.

Ich, inzwischen 13 Jahre alt geworden, half im Garten, bei den Hausarbeiten und bei der Betreuung der Geschwister, zu dem am 23.11.1941 noch das Brüderchen Erich dazu gekommen war. Mittags räumten wir die Küche auf, kehrten die Schulräume aus und sorgten für unsere Hasen. Herr Holubar war inzwischen versetzt worden und Mutter die Schulleiterin geworden.

Der Garten hatte sich vergrößert und mehr Kirschbäume mussten abgeerntet werden. Nachmittags gingen unsere Eltern nach wie vor in die Stadt, wie Kinder blieben allein. Unsere Rosa war längst verkauft worden, Wolf lag begraben im Garten und unsere Hermine war im Kamin jämmerlich erstickt. Einsam war es geworden.

Oft kamen die Kinder aus den Nachbarhäusern zu uns auf den Schulhof, um mit uns zu spielen. Wir kletterten in die Kirschbäume oder in die beiden Maulbeerbäume und ließen es uns schmecken. Besonders die blauen und weißen Maulbeeren, himbeerähnliche Früchte, hatten es uns angetan. Abends saßen wir auf unserer Treppe und Vinzenz spielte uns auf seiner Ziehharmonika nette Lieder vor. Vormittags waren wir beim Unterricht.

Einmal, Mutter erzählte im Religionsunterricht etwas vom Sterben, meinte ein Schüler: „Sie brauchen uns nicht vom Sterben zu erzählen, Frau Lehrerin. Wir sind noch jung, wir sterben noch nicht. Sie sind schon alt, sie werden früher sterben.“ Als der Unterricht zu Ende war, gingen alle heim. Der Junge, der so einen großen Mund hatte, kletterte in Thoma auf eine hohe Pappel, fiel herunter und blieb tot auf der Erde liegen. Es war grausam. Seine Eltern holten ihn nach Baldinus in ihr Haus und bahrten ihn in einem Raum auf Stroh auf.

Da lag er nun, der so lebenslustige Bub in neuer Kleidung und neuen Schuhen. Die Hochwieser waren des Glaubens, dass man nur in einem neuen Anzug und mit neuen Schuhen vor Gott im Himmel erscheinen dürfe. Auch die Allerärmsten besaßen diesen Aberglauben.

Nach den Sommerferien fuhr meine Mutter mit mir in die Lehrerbildungsanstalt und wollte mich zum Studium anmelden. Aber ich wurde nicht angenommen, da ich noch zu jung sei. Ich wurde auf das nächste Jahr vertröstet.

Eine „zum Himmel stinkende“ Geschichte nahm uns in den langsam beginnenden Herbsttagen gefangen. Es war allen Schülern aufs Strengste verboten, die Jauchegrube, die sich hinter den Klos befand, zu betreten oder darüber zu laufen. Die Bretter, mit denen sie zugedeckt war, waren in den letzten Jahren morsch geworden. Die großen Jungs spielten „Nachlauf“, einer der Buben betrat aus Unachtsamkeit eines der Bretter und krachte mit Wucht in die blubbernde Kloake.

Alle erstarrten vor Schreck, als sie den fast bis zum Halse steckenden jungen Menschen in der Matsche stehen sahen. Eiligst wurde eine Leiter herbeigezogen, hinunter gelassen und der triefende Junge aus seiner misslichen Lage befreit. Ein ungeheurer Gestank breitete sich aus. Ohne sich abspülen zu lassen, stapfte der Schüler nach Zlatner, seinem Zuhause. Noch tagelang konnte man auf dem Pfad die gegangene Spur mit der Nase verfolgen.

An einem anderen schönen, aber leicht windigen, Tag überkam uns Kinder ein anderes Unglück. Einer unserer Spielkameraden hatte seine Ziegen zum Grasen in die Berge getrieben. Abends kehrte er nicht heim. Spät in der Nacht, als unsere Eltern aus der Stadt durch Brinsky heimwärts gingen, wurden sie aufgehalten und um Hilfe gebeten. Sie bekamen Stalllaternen angezündet und begaben sich mit den Eltern und älteren Brüdern auf die Suche.

Sie fanden den toten, zusammengekrümmten Jungen neben seinen im Gras schlafenden Ziegen. Er hatte sich einen Taschenspiegel aufgestellt, einen Strick um den Hals gelegt und wollte sehen, wie das aussieht, wenn man sich aufhängt. Auf dem abschüssigen Boden kam er ins Rutschen und strangulierte sich. Noch sehr angestrengt, muss er versucht haben, sich zu befreien. Mit seinen nackten Füßen hatte er tiefe Löcher gescharrt. Aber er schaffte es nicht mehr. Er erstickte. So wurde unser Schulkamerad Julius Sjaba aus unserer Mitte gerissen. Seither mag ich keinen leisen, säuselnden Wind leiden. Er erinnert mich an das tragische Unglück.

Bald begann die Ernte der Wal- und Haselnüsse. Wir sammelten fleißig. Mutti sollte doch Nusskuchen und Nussplätzchen backen. Die Nüsse wurden auf Tücher zum Trocknen ausgebreitet. Um ja keine zu verzehren, kamen wir auf eine „toll-verrückte“ Idee. Wir knackten Pflaumenkerne und aßen tüchtig davon. Langsam wurde uns übel, wir hatten alle eine leichte Blausäurevergiftung.

Schon bald darauf kam das Nikolausfest. Der Nikolaus im Bischofsgewand kam mit dem Krampus (dem Bösen im Teufelsgewand) zu uns in den Klassenraum. Der Krampus rasselte mit seiner Kette und wir Kinder bekamen richtig Angst und schrien.

Im Winter lag viel Schnee. Die armen Kinder aus den Stauden (einzelne oder mehrere Gehöfte) aus Gaspar, Jökale, Herale, Oberderer, Zlatner und Polz, die zu uns in die Thomaschule zum Unterricht kommen mussten, hatten schwer durch den tiefen Schnee zu stapfen. Wir aus der Schule freuten uns über den Schnee. Konnten wir doch jeden Tag zum Rodeln gehen. Abends, wenn wir uns tüchtig ausgetobt hatten, gab es heißen Tee und Bratäpfel.

Weihnachten und Neujahr wurde ruhig gefeiert. Langsam wurde Frühling. Unser Großvater Rezabeck, der einige Jahre in Frankfurt bei seinem Sohn gelebt hatte, war auch wieder bei uns eingezogen, nachdem die Familie in der Heimatssiedlung in Frankfurt ausgebombt worden war.

Anfang Mai wurde ich zur Aufnahmeprüfung in die Lehrerbildungsanstalt nach Preßburg eingeladen. Ich musste meinen Ahnenpass und Ariernachweis abgeben. Mein Schädel wurde vermessen, ob er auch arisch geformt sei. Für drei Tage fand ich Unterkunft im Internat. Die Prüfungen fielen mir nicht allzu schwer, soweit ich mich erinnern kann. Vor allem schnitt ich gut ab, da ich eine hervorragende Sportlerin war.

„Sport“ wurde bei den Nationalsozialisten als sehr wichtig bewertet. Schwimmen und vom Turm springen (5 m) wurde geprüft. Ich wollte besonders glänzen und verkündete vollmundig: „ich springe auch vom 10 m Turm!“ Frohgemut kletterte ich die vielen Stufen hinauf, blickte vom Sprungbrett in die Tiefe und schob mich kleinlaut wieder die Treppe hinunter. Nie wieder habe ich ein 10 m Turm betreten.

Eine Schwierigkeit tauchte bei der Prüfung auf. Ich erhielt einen DIN A4 Zettel mit einem slowakischen Text. Ich konnte ihn kaum lesen, geschweige denn übersetzen. Ein einziges Wort war mir bekannt: „Kohut“ – der Hahn!

Ich weinte bitterlich. Die Prüfer bemerkten diesen Jammer und befragten mich: „Warum weinst du so?“ „Ich kann kein Slowakisch! Ich war bis vor kurzem in Deutschland und kann nur Englisch!“ Ein englischer Text wurde mir gereicht, und alles ging in Ordnung.

Mitte Mai heiratete meine Cousine Paula den Chef der vier slowakischen Polizisten, die in Hochwies stationiert waren. Ich wurde als sechstes Brautmädel eingeladen. Wir bekamen lange rosa Kleider genäht und schritten im langen Hochzeitszug durch die Dorfstraße den Berg hinauf zu unserer schönen Dorfkirche.



1944: Die Hochzeit von Paula und Ihrem Mann Mischko. Ganz links stehen Vati und Mutti, ich stehe in der mittleren Reihe als dritte von rechts.

Von der Trauung verstand ich nichts, da sie in slowakischer Sprache gehalten wurde. Bei der Feier waren viele Gäste, Deutsche und Slowaken. Meine Verwandten sprachen alle Slowakisch, auch meine Eltern. Mein Brautmädelführer war auch ein Slowake. Er meinte zu mir: „Schade, du kannst nicht Slowakei ...“ Natürlich meinte er Slowakisch. Ich, vorlaut, gab zur Antwort „Du kannst ja auch nicht Deutschland!“

Die Sommermonate verliefen ruhig, obwohl sich eine immer mehr stärker werdende Unruhe unter den Erwachsenen ausbreitete. Aus dem Radio ertönten jeden Tag bedrohlichere Nachrichten. Das Radio wurde viel öfter als früher angeschaltet, und alle saßen gespannt lauschend vor dem Kasten. Die Batterie leerte sich schneller als sonst und wir Kinder mussten einmal mehr in die Mühle laufen und sie aufladen lassen.

An einem warmen, sonnigen August-Sonntag 1944 saßen wir an einem langen Tisch unter dem Vogelkirschbaum im Hof und warteten auf das verlockend duftende Essen, welches unsere Mutter in der Küche zubereitete. Dann wurde aufgetragen: Es gab panierte Hähnchenstücke, Reis, Gurken- und Tomatensalat. Es schmeckte herrlich. Wohlig streckte ich mich auf dem Stuhl aus und schaute zum Himmel.

Plötzlich rief ich: „Löwenzahn! Alles voll Löwenzahn!“ Alle blickten hoch und ihre Mienen verdichteten sich. „Das sind keine Löwenzahnschirmchen. Das sind russische Fallschirmspringer, das sind Partisanen!“ So hatte uns der Krieg, der schon fünf Jahre in Deutschland tobte, eingeholt. Die Stimmung unter allen Erwachsenen wurde zusehends trister und bedrückender.

Wachten wir morgens auf, hörten wir hinter den Bergen Schießlärm. An einem Nachmittag stiegen wir auf den Reichsberg, um nachzusehen, was in dem slowakischen Tal, das an Hochwies grenzte, sich abspielte. Wir entdeckten es bald. Nach jeder Detonation stieg viel Rauch auf. Unendliche Traurigkeit stieg in uns hoch. Mit leeren Augen schaute ich zum Himmel auf, von dem plötzlich zwei Sonnen ihr eigenartiges Licht sandten. Ich ahnte, dass meine Kindheit mit 15 Jahren vorbei sein sollte.

Einige Tage später standen wir Kinder mit unserem Vater in der Küche um den großen Tisch herum und verlasen Linsen. Unsere Mutter lüftete im Schlafzimmer die Betten.

Plötzlich kam sie herausgestürmt und rief: „Schnell, Josef, spring in den Garten und versteck dich. Da kommen Partisanen den Weg hoch und holen die Männer ab.“

Vater rannte ins Schlafzimmer, sprang zum Fenster hinaus und versteckte sich unter dem überhängenden Fliederbusch. Mutter stellte sich, nachdem sie uns verboten hatte, die Flucht des Vaters zu verraten, zu uns und half uns, mit gespielter Gleichgültigkeit, Linsen zu verlesen. Die Tür wurde aufgerissen und einige Partisanen mit Gewehren und andere mit Stricken um den Bauch, in welchem ein Messer steckte, standen mitten in der Küche.

Brutal herrschten sie Mutter an: „Wo ist Ihr Mann?“ „Mein Mann ist im Wald und schlägt Holz“, sagte Mutter ganz ruhig. Dann brüllten sie mich an: „Wo ist dein Vater?“ „Mein Vater ist im Wald.“ Dann stürmten sie auf meinen Bruder Gerhard zu und kreischten mit bösen Blicken: „Wo ist dein Vater?“ Gerhard schlug die Hacken zusammen, legte die Hände an die Hosennaht und antwortete zackig: „Mein Vater ist im Wald und macht Holz.“

Alle Kinder kamen mit der gleichen Befragung dran. Plötzlich piepste unser Jüngster, der dreijährige Erich: „Vati ist da hineingegangen“ und zeigte mit dem Zeigefinger auf die Schlafzimmertür. Gott sei Dank nahmen sie das kleine Stimmchen nicht wahr. Erregt fauchten sie dann wieder Mutter an die: „Wenn ihr Mann nicht da ist, gehen sie eben mit!“

Mutter nahm ihren hellen Ballonmantel (Trenchcoat) aus dem Schrank, zog ihn an, gab uns dabei noch Anweisung zum Kochen der Linsensuppe und ging mit den Männern, wie eine Verbrecherin abgeführt, mit. Zurück blieben sieben verängstigte Kinder und ein

alter Großvater. Endlose Verlassenheit überfiel uns. Tränenleer hockten wir uns alle dicht gedrängt unter den Küchentisch. Stunden verbrachten wir da. Gegen Abend, als einer von uns auf die Toilette musste, krabbelten wir hervor.

Doch beim Öffnen der Haustür schreckten wir zurück. Ein Bewacher, ein Partisane mit einem Messer im Gurt, stand davor. Wir benutzten unsere Nachttöpfchen, flüchteten in die Ehebetten unserer Eltern und deckten uns bis über die Ohren zu. Alle weinten. Nach und nach schliefen alle vor Erschöpfung ein. Ich als Älteste hielt mich krampfhaft wach.

Nach Mitternacht schlich ich auf Zehenspitzen zur Haustür und spähte hinaus. Da saß der widerliche Kerl immer noch auf unserer Treppe. Heimlich schlich ich wieder ins Schlafzimmer, weckte mein Bruder Gerhard und flüsterte ihm ins Ohr, auf die Geschwister aufzupassen, da ich in die Stadt wolle. Ich kletterte durchs Fenster in den Garten und verschwand in der stockfinsternen Nacht Richtung Hochwies. Noch heute staune ich über meinen damaligen Mut. Aber die Angst um unsere Eltern verlieh mir Kraft.

Schritt für Schritt tappte ich durch die unendliche Dunkelheit. Der Widerhall meiner Tritte begleitete mich. Gespannt horchte ich in die Finsternis. Hier raschelte es im tiefen Buchenwald, dort plätscherte geheimnisvoll der Bach. Auf der Höhe bellte ein Fuchs und neben mir schrie ein Käuzchen.

Plötzlich schallte ein Schuss durch die Nacht. Ohne zu atmen, blieb ich regungslos stehen, lauschte, aber alles blieb still. Dann begann ich zu laufen, zu laufen, zu laufen. Ich rannte bergauf und rannte bergab. Atemlos kam ich bei Tante Marischka an und schlich wie ein Dieb ins Haus. Im Haus waren alle wach, keiner konnte ein Auge schließen. Es war auch zu viel geschehen. Fast alle Männer und vier Frauen waren

zusammengetrieben, auf Lastwagen gezerrt und abtransportiert worden. Keiner wusste wohin. Eine von den vier Frauen war unsere Mutter.

Josephine, genannt Jozi, auch eine Cousine, eine der Töchter Tante Marischkas, war bei den Partisanen von Gaby Palatinus als BDM-Mädchen angezeigt worden. Doch sie war nie bei dem „Bund Deutscher Mädel“. Die Partisanen holten Jozi auf das Bürgermeisteramt, prügelten, schlugen und traten sie in die Nieren. Sie musste das Bett hüten, so gepeinigt worden war sie.

Gegen Morgen, als es hell wurde, packte mir Tante Marischka einen Korb mit Essen ein, drückte mir eine Kanne Milch in die Hand und schickte Greti, eine weitere Cousine und mich nach Thoma zum Großvater und meinen sechs Geschwistern.

Kaum waren wir unterwegs, hörten wir das Motorengeräusch eines Flugzeuges am Himmel. Es war ein russisches „Rata“. Es kam direkt auf uns zugeflogen und begann sofort mit der Bordwaffe auf uns zu schießen. Wir rannten um unser Leben. Hastig verstecken wir uns unter einem Busch. Das Flugzeug kreiste einige Male über uns und drehte dann ab. Kaum waren wir ein Stück gelaufen, war es wieder da und beschoss uns aufs Neue. Hastig verkrochen wir uns wieder unter einem Busch und blieben fast eine Ewigkeit darunter sitzen.

In der Schule wurden wir sehnsuchtsvoll erwartet. Die Bewachung war fort, die Kinder und der Großvater bestürmten uns: „Wo ist Mutti? Wo ist Vati? Warum lassen Sie uns in solcher Not alleine?“ Vati hatte sich durch die Wälder bis zu den deutschen Soldaten durchgeschlagen und Mutti war mit den zusammengetriebenen Männern in Lastwagen abtransportiert worden. Unendliche Verlassenheit bemächtigt sich unser. Tage- und

nächtelang verkrochen wir uns in die Betten unserer Eltern und kuschelten und schuttsuchend aneinander. Gegessen haben wir nichts.

Eines Morgens wachten wir von Stimmen auf, die vor unseren Fenstern zu hören waren. Es klang Deutsch. Leise schlich ich ans Fenster, schaute hinaus. Draußen standen Männer in deutschen Uniformen. Oh, Partisanen, verkleidet als Deutsche! So befürchteten wir zumindest. Erst nach langem, eindringlichem Zureden waren wir bereit, sie in die Wohnung zu lassen. „Ihr seid also die sieben Kinder, deren Mutter verschleppt wurde?“

Die Deutschen marschierten in Hochwies ein und vertrieben die Partisanen. Vati war auch mit den Soldaten zurückgekehrt. In der Stadt herrschte, trotz aller Bekümmernis der Verschleppten wegen, fröhliche Erregtheit. Unsere Retter waren da! Sie wurden willkommen geheißen, bewirtet und manches Dankeswort wurde gerufen. Die Straßen waren voll mit Militär. Lastwagen, Pferdegespanne und Geschütze verstopften den Ort.

Greti und ich schauten dem Treiben zu. Plötzlich erschallte eine kreischende Stimme: „In Deckung, russischer Ratas!“ Alles rannte wie wild umher. Nur ich stand wie angewurzelt da und konnte mich nicht bewegen. Entsetzt starrte ich auf einen jungen Soldaten. Der presste beide Hände vor den Bauch, aus dem Blut und blaue Därme quollen. Er schrie: „Der Brief! Der Brief!“ Dann brach er zusammen. Später erfuhren wir, dass der Brief an seine Eltern gerichtet war. Ich stand wie gelähmt da, als mich jemand derb an den Armen packte und in einen Keller zerrte. Buchstäblich in letzter Sekunde, denn dort, wo ich gestanden hatte, spritzte Erde von den Maschinengewehrgarben auf.

Wochen vergingen. Mutter kehrte nicht heim. Aber Vati war da, er sorgte für uns. Eines Tages erschien bei uns ein junger, deutscher Soldat in der Schule. Liebe Grüße solle er uns von unserer Mutter ausrichten, erklärte er fröhlich. Wir alle blickten ihn ungläubig an. „Ja, ja“, sagte er, „ich war wirklich bei eurer Mutter. Ich habe mich als Partisan verkleidet in das Lager der Gefangenen eingeschlichen und habe sie von euch allen begrüßt. Eure Mutter ist des festen Glaubens, dass sie euch bald wieder sehen werde. Ihr sei im Lager ein wahrhaftiger „Schutzengel“ begegnet. Daraufhin erzählte sie mir auf ihrem Strohlager sitzend folgende Geschichte:

Gleich am ersten Tag, als sie ins Lager eingeliefert worden seien, wurden sie gezählt und ihre Namen von einer roten und schwarzen Liste vorgetragen. Sie sei gleich oben auf der roten Liste gestanden und musste sich auf die rechte Seite stellen. Plötzlich sei ein Partisan ganz ungestüm angerannt gekommen und haben sie umgerempelt. Sie sei gestürzt, habe sich aufgerichtet und sich dann auf die linke Seite eingeordnet. In der darauf folgenden Nacht sei ein Partisan angeschlichen gekommen und habe sie gefragt: „Kennen Sie mich?“ „Natürlich kenne ich sie! Sie sind der Wüstling, der mich umgerannt hat!“ „Ja“, gab der Fremde zur Antwort, „der bin ich! Aber ich bin auch noch ein anderer. Ich war der arme Glashändler, der oft mit seiner Krakse (Tragekorb) über die Berge zu ihnen kam und Ihnen Gläser zum Kauf anbot. Sie haben mir bei jedem Besuch, sogar welche mit Gravuren, abgekauft. Sie boten mir auch immer etwas zu Essen und Trinken an. All das habe ich ihn nicht vergessen. Und da ich wusste, dass die Leute, die auf der Roten Liste standen, erschossen werden sollten, schubste ich sie auf die linke Seite. Ein wirklicher „Schutzengel“.

Einige Tage später erschien bei uns ein älterer Soldat, der von uns sieben verlassenen Kindern gehört hatte, und zeigte großes Mitleid. Er habe in Tirol ein Haus, in welchem er ganz alleine leben müsse, da seine Frau verstorben sei. Dieses Haus wolle er uns

vererben. In dieses Haus sollten wir nach den Kriegswirren ziehen und in Frieden leben. Gleich am nächsten Tag wollte er das Testament aufsetzen.

Aber leider kam es nicht mehr dazu. „Helmut“, ein junger Soldat, feierte in Tante Marischkas Gaststube seinen 21. Geburtstag. Es gab Hirschbraten, Wein, Bier und Branntwein. Plötzlich, mitten in aller Fröhlichkeit, riss jemand die Tür auf und brüllte: „Partisanen!“ Alle rissen ihr Gewehr hoch und stürmten, unser Tiroler voraus, hinaus. Zuerst entdeckten sie keine Partisanen, aber dann, am Dorfeingang, krachten von Bäumen herab Dum-Dum-Salven. Fünf Soldaten, darunter unser Tiroler, fielen diesen Geschossen zum Opfer. Sie wurden bei der Kirche beigesetzt.

Nach fünf fast endlos dauernden Wochen kam das Gerücht auf, die Gefangenen seien befreit worden. So schnell uns unsere Beine tragen konnten, rannten wir in die Stadt. Wir wollten doch unsere Mutter abholen! Aber sie kam nicht. Nur abgemagerte Elendsgestalten wurden von Lastwagen geladen. Tagelang begaben wir uns zur Hauptstraße und auf den Platz, wo abgeladen wurde und schauten und spähten.

Die Angst um unsere Mutter stieg, als erzählt wurde, das über 100 Männer und vier Frauen erschossen worden seien. Nach Tagen des sehnsüchtigen Wartens stand ich eines Mittags in der Tür der Gastwirtschaft. Da kam eine abgemagerte, müde, langsam und schleppend gehende Frauengestalt auf mich zu. Verbittert sagte ich: „Alle kommen nach Hause, nur unsere Mutter nicht!“ Eine mir vertraute Stimme entgegnete: „Was sagst du da, Erika? Ich bin doch deine Mutter!“ So abgemagert war sie, die immer so rundlich gewesen Frau, dass ich sie nicht erkannt hatte.

Inzwischen was Herbst geworden. Die Ernte war eingebracht, Ruhe hätte einkehren können, aber das Gegenteil geschah. Die Menschen wurden täglich unruhiger und aufgeregter. Unheil kündigte sich an. Hinter vorgehaltenen Händen wurde gemunkelt, dass alle Schulkinder evakuiert werden sollten. Fort sollten wir, fort von unseren Bergen, Wäldern und Bächen.

Für alle Kinder, die nie aus Hochwies herausgekommen waren, eine Horrorvorstellung. In unserer Schule wurden Kisten gezimmert, Fässer beschafft und Koffer gestapelt. Das große Packen begann. Die Schule sollte aufgelöst werden, die Schulsachen mussten verstaut werden.

Die Schweine, die Hasen und das gesamte Geflügel wurden geschlachtet und alles Fleisch in Fässer gefüllt und zugenagelt. Die Wohnung war völlig mit Gepäck überladen. Dann kamen Kuh- und Ochsenwagen auf den Hof, alles wurde aufgeladen und über den holprigen, steinigen Weg in die Stadt gekarrt und dort auf der Hauptstraße auf gestapelt.

Auf den 14. November 1944 fiel mein 15. Geburtstag. Mutter buk einen Nusskuchen, meinen Lieblingskuchen, aber er wollte uns allen nicht schmecken. Am 16. November standen wir nach wenig Schlaf auf, kleideten uns schlaftrunken an, fütterten noch einmal unsere Katzen, schlugen ihnen als Ein- und Ausgang ein Kellerfenster ein, damit sie Unterschlupf finden konnten und schlurften mit lahmen, müden Beinen hinter unseren Eltern her in die Stadt.

Trotz des frühen Tages herrschte schon reger Betrieb. Viele, viele Eltern waren mit ihren Kindern auf den Straßen. Denn heute sollten alle Schulkinder in den Sudetengau evakuiert werden. Lastwagen kam angefahren, die Kinder wurden aufgeladen und ab

ging die Fahrt nach Oslany, zur Bahnstation. Dort stiegen alle in den bereitstehenden Zug und 800 junge Fahrgäste mit Begleitpersonen mussten weinend und schluchzend ihre Eltern und ihre Heimat verlassen.

Kaum setzte der Zug sich in Bewegung, tauchte ganz klar ein Bild vor meinen Augen auf: „Mutti“, sagte ich, „Mutti, wir fahren ab und unser ganzes Gepäck steht noch an der Straße, dicke Regentropfen klatschen darauf!“ Meine aufgeregte Mutter, sie hatte den Transport zu leiten, herrschte mich empört an: „Du bist ja total verrückt! Wie kommst du auf solche Gedanken?“ Aber es waren leider nicht nur Gedanken, es war eine Vision.

In den Waggonen herrschte reges Treiben. Die meisten Kinder fuhren das erste Mal mit dem Zug. Es war doch schön, aus dem Fenster zu schauen und die Landschaft vorbeifliegen zu sehen. Erst nach Stunden kehrte Ruhe ein und alle schliefen.

Aber plötzlich waren alle wieder hellwach. Scheiben klirrten, Schüsse piffen um den Zug. Jeder versuchte sich unter den Sitzbänken zu verstecken. Erst nach geraumer Zeit wagten wir uns wieder auf die Sitze hoch. Kaum saßen wir, hielt der Zug ruckartig. Erschreckt fuhren alle hoch. Was ist los? Was ist passiert? Da hörten wir über uns das Brummen feindlicher Bomber und schon krachte es auch. In die Brettersäge, die neben uns an den Bahngleisen stand, fielen Bomben. Die Bäuerin, die auf dem benachbarten Hof stand, wurde heftig hochgeschleudert, so dass ihr die Röcke über den Kopf schlugen. Mit einem dumpfen Knall schlug sie auf die Erde zurück.

Panische Angst befiel die 800 Kinder und ebenso alle Lehrkräfte. Die Türen wurden aufgerissen, fluchtartig strömten alle aus dem Zug einem kleinen feuchten Wäldchen zu. Erst als es wieder ruhig und der Spuk vorbei war, kehrten wir zögernd zum Zug

zurück. Nur ein Kind hatte dort ausgeharrt. Es saß auf der untersten Stufe des Zuges und fragt unschuldig: „was war denn los?“

Nach dem Einsteigen fuhr der Zug los, aber hielt kurz darauf wieder. Was war denn jetzt schon wieder passiert? Einige Kinder fehlten, die hatten wir vergessen. Der Zug setzte sich rückwärts in Bewegung. Und tatsächlich, die verängstigten Kinder saßen im feuchten Wäldchen auf den Bäumen. Nur durch gutes Zureden lotsten wir sie wieder in den Zug.

Endlich ging es Richtung Grenze. Wir erreichten die letzte Stadt in der Slowakei, Sillein. Der Zug machte Station und alle Lehrer, die noch slowakisches Geld besaßen, gingen in die Stadt zum Einkaufen. Es dauerte geraume Zeit bis zu ihrer Rückkehr, was uns das Leben retten sollte. Für uns wurde ein Lazarettzug eingeschoben, der kurz nach seiner Abfahrt auf Minen, die für uns ausgelegt worden waren, auffuhr. Eine riesige Explosion erschütterte die Luft.

Am Abend kamen wir in Hohenstadt an der March an. Endlose Bahnsteige, elektrisches Licht, Kreischen von Zügen, fremde Welt. Alle kletterten übernächtigt aus dem Zug und gruppierten sich am Bahnsteig. Plötzlich ein kreischen der Schrei: „Nein“, schrie eine junge Lehrerin, „ich kann die vielen Kinder aus Paulisch (ein Nachbardorf von Hochwies) nicht übernehmen. Ich werde mit diesen 180 Kindern nicht fertig. Bitte geben Sie mir die Schüler aus Hochwies-Thoma!“ Wieder einmal musste meine arme Mutter die Kohlen aus dem Feuer holen.

Erneut wurden wir auf Lastwagen verladen und nach Dubitzko, einem rein tschechischen Dorf verfrachtet. Einquartiert wurden wir in der Schule, in der alle Klassenräume zu Schlafsälen umfunktioniert worden waren. Dann gab es das erste

Essen im „Deutschen Reich“. In etwa 2 Liter fassenden braunen Schüsseln lagen Olmützer Quargeln (Handkäse) und Pellkartoffeln. Zu trinken gab es einen Becher magerer Buttermilch. Unsere Landkinder, solcher Speise ungewohnt, stocherten mit den dazu gereichten Aluminiumgabeln und -löffeln darin herum. Manche Gabel brach dabei ab. Viele Kinder weinten. Das erste Heimweh begann.

Da ich schon 15 Jahre alt war, wurde ich als Aufsichtspersonen in den Schlafsaal von 40 sechsjährigen Kindern gesteckt. Schlafen wurde zur Nebensache. Mit offenen Augen und Ohren schlich ich auf Zehenspitzen durch den Saal, deckte die Frierenden mit den grauen Soldatendecken zu und führte einige andere auf die Toilette. Ich flüsterte leise, ich tröstete, ich streichelte.

Nach Wochen war das Gepäck unserer Familie immer noch nicht angekommen. Wir steckten noch in der Reisekleidung. Dann erhielt Mutter die kurze Mitteilung, sie könne einige Gepäckstücke in Reichenberg, in Sternberg oder in Schlesien abholen. Alles war ein großer Bluff. In einem Koffer, in welchem sich Schuhwerk und Kleidung befunden hatten, steckten Holz und Kohle, die wir in Hochwies nicht kannten. Ein Fass mit Bratwurst und Fleisch tauchte auf. Doch beim Öffnen wurde einem elend. Alles war grün und schimmelig und stank bestialisch.

So wurde unsere letzte Habe verschleudert. Hauptsache, Gaby Palatinus, die Tochter des reichen Kaufmanns aus Hochwies, hatte alle ihre Besitztümer erhalten. Hoch waren die Kisten und Kästen auf dem Bahnsteig in Hohenstadt aufgestapelt gewesen. Ein ganzer Waggon nur für Palatinus. Schon damals regierte Geld die Welt.

Kurz nach Weihnachten kam Tante Gretel, die Tante aus Neu-Isenburg, zu uns nach Dubitzko zu Besuch. Sie sah unser Elend und redete mir zu, mit ihr nach Prag in die Lehrerbildungsanstalt zu fahren, für die ich schon in Preßburg die Prüfung abgelegt hatte, um dort mein Lehrerstudium zu beginnen. Schnell waren meine wenigen Habseligkeiten gepackt, Abschied von den Eltern, Geschwistern und meinen „Sechsjährigen“ genommen und ab ging es mit dem Zug nach Prag.

Dort wurde ich gleich als Schülerin eingetragen obwohl ich keine Papiere vorlegen konnte. Die waren in Preßburg geblieben. Meine Mutter warf mir ständig vor: „Du hast die Papiere verschlampt!!!“

Prag – eine riesige Stadt. Sie verschluckte mich kleines Wurmchen fast. Ich kam im Internat, des „Brahms-Heim“ unter. Das Einleben ins Zimmer mit den „fünf jungen Damen“ fiel mir schwer. Sie waren ja schon sooo gebildet! Doch ich riss mich zusammen, lernte und büffelte, um das Versäumte nachzuholen. Einmal fuhr ich mit der Trambahn von der Schule Richtung Brahms-Heim, stieg am Wehrmachtsplatz um, da hörte ich jemanden hinter mir herbrüllen: „Eerika!“ Es war Helmut, der junge Soldat, der seinen 21. Geburtstag in Hochwies gefeiert hatte. Er berichtete mir, dass seine Einheit von Hochwies nach Ungarn verlegt worden war, wo sie den Ansturm der Russen haben aufhalten sollen. Alle, bis auf vier Mann, seien gefallen.

Einige Tage später, wieder beim Umsteigen am Wehrmachtsplatz, sprachen mich zwei junge Männer an. Sie hatten schwere Holzkoffer bei sich. „Erika, kennst du uns nicht mehr? Wir sind doch aus Hochwies! Wir haben in unseren Koffern Brot und Butter. Komm, wir geben dir etwas davon ab!“ Aber ich hatte Scheu, mich Ihnen zu nähern. Eilig

machte ich mich davon. Abends im Bett, als mich der Hunger quälte, bereute ich mein so geringes Selbstvertrauen.

Die Osterferien begannen, ich fuhr nach Dubitzko. Das Kinderlager war aufgelöst worden, Großvater, Mutter und die Geschwister wohnten bei einer tschechischen Familie, namens Hloch. Vati war, da der Sudetengau zu Deutschland gehörte, zur Wehrmacht eingezogen worden. Von den Paulischer Leuten aus dem Lager waren Frau Wolf mit ihren fünf Kindern bei meinen Leuten geblieben.

Ende Januar fuhr Mutti, da wir alle noch sehr dürrtlig bekleidet waren, in die Slowakei und kaufte von ihrem zurückgehaltenen Lohn Schuhwerk und Wintersachen für uns Kinder. Sie hatte auch Hochwies aufgesucht und stapfte durch bauchhohen Schnee zur Thomaschule. Unheimlich war es ihr, der sonst so tapferen Frau.

Alle Höfe waren, bis auf einige wenige Männer, die das zurückgelassene Vieh versorgten, leer gestanden. Aus den Kellerlöchern unserer Schule waren die Katzen wie wilde Tiere, böse fauchend, aufgetaucht. Unaufhörlich war das Dröhnen der russischen Kanonen zu hören gewesen. Das Vibrieren der Fensterscheiben hatte nicht aufgehört.

Am Ende der Osterferien traf aus der Schule in Prag ein Schreiben ein: „Der Unterricht kann am 13. April 1945 noch nicht beginnen. Es ist daher die Einberufung abzuwarten. Unterschrift: Direktor Vogt“

So fuhr ich nicht nach Prag, blieb bei meiner Familie und entkam dem blutigen Gemetzel des Aufstands.

Im Dorf wurde das Leben fast unerträglich. Tag und Nacht zog deutsches Militär mit Waffen und Munition durch die Straßen. Das Dröhnen der Panzerketten rasselte und das Rollen der russischen Kanonen vermischte sich damit. Unter der tschechischen Bevölkerung gärrte es. Wurde auch nur ein einziges deutsches Wort gesprochen, schauten einen hasserfüllte, böse Augen an.

Eines Abends schrie plötzlich jemand: „Schnell, schnell, packen. Oben im Dorf marschieren die Russen ein, wir müssen fort! In Windeseile rollten wir Kinder die Federdecken zusammen, stopften wir die Küchenuhr und das Essbesteck in eine Aktentasche und warfen die Sachen auf einen bereitstehenden Lastwagen. Hurtig kletterten auch wir hoch, zogen und schoben auch unsere apathisch wirkende Mutter, den zittrigen Großvater und die weinende Frau Wolf mit ihren Kindern hoch.

Kaum setzte sich das Fahrzeug in Bewegung, schlugen die ersten russischen Granaten hinter uns ein. Eine ganze Nacht lang drängte und schob sich die Militärkolonne die 8 km lange Strecke bis nach Lukavec, der Bahnstation. Aber der Bahnhof, an dem wir ankamen, war tot. Kein einziger Zug verkehrte mehr. Alle sackten verzweifelt in sich zusammen. Doch plötzlich näherte sich ein Zischen, ein Zug, ein Lazarettzug, fuhr ein und hielt. Ein leerer Viehwagen wurde herangeschoben, an den Zug mit den verwundeten Soldaten gekoppelt, wir hineinverfrachtet und ab ging die Fahrt ins Ungewisse. Wir ahnten zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass dieser schmutzige, erbärmliche Viehwagen für fast drei Wochen unser „Zuhause“ werden wird.

Kreuz und quer ratterten wir durch Mähren, Böhmen und den Sudetengau. Wir schliefen auf dem Boden, deckten uns mit den immer schmutziger werdenden Federdecken zu, kochten auf einem Kanonenöfchen ein paar erbettelte Kartoffeln in einer Blechdose

oder erwärmten kaltes Wasser zum Trinken. Hielt der Zug, strömten wir hinaus und suchten nach Essbarem oder ein paar Stückchen Holz fürs Feuer.

Einmal entdeckte unser Gerhard am Bahndamm einen halbverkokelten Brotlaib. Er sprang vom fahrenden Zug ab, riss die Kostbarkeit an sich, sprang auf den nächsten angehängten Waggon auf und verharrte ohne Essen und Trinken einen ganzen Tag lang auf der obersten Stufe, seine Eroberung fest an sich gepresst. Kaum war er wieder bei uns, stürzten wir uns wie gierige Raubtiere auf das Brot und verschlangen es. Großvater, der auch sehr unter dem Hunger litt, erhielt auch ein paar Brocken.

Eines Nachts hielt der Zug in Böhmisches-Trübau. Auf dem Bahnhof war ein großes Gewühl von Militär. Kaum war ein Durchkommen. Wir bettelten die Soldaten um Essbares an. Großvater war ebenfalls aus dem Wagon herausgekommen. Plötzlich war er verschwunden. Wir riefen. Wir suchten. Er war wie vom Erdboden verschluckt. Erst am Morgen, als sich der Bahnhof leerte und es hell wurde kam Opa plötzlich verschmiert, nass, aber unverletzt aus einer Grube, über der Lokomotiven repariert werden, auf allen Vieren herausgekrochen.

Dann kam der 2. Mai. Aus dem stehenden Zug verschwanden alle Ärzte und Schwestern und ergriffen die Flucht. Zurück blieben die schreienden, armen verwundeten Soldaten. Wir waren sprachlos. Doch dann erblickten wir das angsteinflößende Gespenst: Russische Panzer näherten sich uns. Noch heute meine ich, die blutroten Fahnen auf den grünen Panzern flattern zu sehen.

In maßloser Furcht pressten wir uns in die Ecke des Waggons und erwarteten unsere Todesstunde. Die Tür unseres Waggons wurde aufgeschoben und mehrere russische Soldatenmützen schoben sich herein. „Ooh, so ville Chinder! Ville arme Chinder! Schnell entfernten sich die Soldaten und kehrten mit Brot, einer Blechkanne Milch und einem schmutzigen Säckchen Farin-Zucker (brauner Zucker) zurück. Sie führten die Hand zum Mund und forderten uns mit dieser Geste auf, zu essen.

Umso mehr erschreckte uns nach der freundlichen Begegnung der abgrundtiefe Hass der Tschechen. Es hagelte böse Schimpfworte, Schläge und Tritte. Wir knäulten uns auf dem Bahnsteig eng zusammen und harrten der weiteren Dinge. Der Lazarettzug, an welchem wir wochenlang angehängt waren, wurde abgekoppelt und verließ den Bahnhof. Zurück blieb „unser“ Waggon mit einem seit Tagen angekoppelten, verplombten Waggon, auf dessen Rangiergrad ein toter Soldat baumelte. Sie rissen den leblosen Körper pietätlos herunter und schmissen ihn wie ein Stück Abfall in einen Bombenrichter. Ein weiterer Namenloser dieses schrecklichen Krieges, dessen Schicksal nie aufgeklärt werden würde.

Dann wandten sich die Tschechen dem verplombten Wagon zu. Mit Brecheisen stemmten sie ihn gewaltsam auf. Und was da zum Vorschein kam, lässt sich kaum mit Worten beschreiben: Unmengen von Kommisbrot, Speckseiten, Butter, Fleischdosen, Mehl, Eipulver und Berge von Toblerone Schokolade aus der Schweiz. Alle Hände, auch die unserer verhungerten Körper mussten zupacken, alles ausräumen und auf den Toten im Bombenrichter werfen. Nicht ein Stäublein durfte übrig bleiben. Dann entsicherten sie mehrere Handgranaten und jagten all die wunderbaren Dinge in die

Luft. Noch heute, nach so vielen, vielen Jahren hasse ich dieser ruchlosen Tat wegen die Tschechen.

Was nach dieser Sprengung passierte, weiß ich nicht mehr. Ich kann in meinem Gedächtnis forschen so viel ich will, ich finde nur Leere. Es ist mir, als hätte ich eine ganze Weile nicht mehr existiert.

Zu denken fing ich erst wieder an, als wir in Drum bei Böhmisches-Leipa vor einem alten, geduckten Häuschen standen, in welches Tante Marischka mit ihrer Familie einquartiert worden war. Auch unter diesem Dach war Hunger und Armut eingekehrt. Notdürftig ernährten sie sich von Ziegenmilch, Kartoffeln und bitterem Mehl. Ihrer Habe waren sie von „Deutschen Soldaten“ beraubt worden. Diese hatten ihnen, nach dem Versprechen, sie aus dem Kampfgetümmel zu bringen, alles auf einen Lastwagen geladen und waren davongebraust. So bestahl einer in seiner Gier den anderen.

Nach einer kurzen Atempause von einigen Tagen rüsteten wir uns zum Aufbruch. Wir wollten nach Hohenstadt, Tante Marischka mit ihrer Familie nach Hochwies. Wir bekamen noch einen Beutel des bitteren Mehls, einen schwarzen 5-Liter-Kochtopf und einige Kleidungsstücke, setzten uns in den Zug und fuhren Richtung Hohenstadt.

Wir hockten stundenlang ohne eine Wort zu sprechen in den Abteilen. Nicht das kleinste Wörtchen durfte verraten, dass wir Deutsche waren. Mutter und Frau Wolf, die des Tschechischen und Slowakischen kundig waren, unterhielten sich mit den Reisenden. Ständig musterten uns die Leute und redeten auf uns zerlumppte und unterernährte Kinder ein. „Das gibt's doch nicht“, sagten sie, „dass so viele Kinder stumm sind!“ Dann fiel das Wort das Wort „Kabat“ (Mantel) und wie auf Kommando zogen wir alle in dem

heißen Abteil unsere Mäntel aus. Die Anwesenden schüttelten nur ihre Köpfe. „Na,“ meinten sie, „taub sind sie jedenfalls nicht!“ Dann wurde das Wort „Krev“ (Blut) gesprochen. Alle fassten sich an die Wange und wischten daran herum, da wir meinten, uns gekratzt zu haben. „Komisch, verstehen können sie auch, was wir sagen. Seltsam, seltsam!“

Am Abend kamen wir am Bahnhof in Hohenstadt an der March an. Der Bahnsteig war von vielen, so wie wir aussehenden Menschen „besetzt“. Wir quetschten uns in die Menge und machten uns klein. Wir blieben allein, denn unsere Mutter und Frau Wolf waren nach Dubitzko gelaufen, um ein Quartier für uns zu suchen. Die Nacht schien kein Ende nehmen zu wollen. Wo sich ein junger Bursche blicken ließ, wurde er geschnappt, verdroschen und verprügelt. „Wir werden euch euren Hitler noch aus den Köpfen dreschen“, schrien sie hasserfüllt. Unseren Gerhard versteckten wir unter unseren Gepäckstücken, solche Angst hatten wir um ihn.

Dann fuhr ein endlos langer Zug in den Bahnhof ein. Die Türen öffneten sich, heraus strömten unzählbar viele, magere Gestalten mit kahl-geschorenen Köpfen, blau-grau gestreiften Anzügen, die wie Ameisen über alles krabbelten, was sich noch auf dem Bahnsteig befand. Sie rissen Taschen, Beutel und Gepäckstücke an sich und huschten wie Gespenstergestalten wieder in den Zug, der sich in wieder in Bewegung setzte. Schreie, Weinen und Fluchen der Beraubten schallte gellend durch die Nacht. Wieder einmal beraubten Arme noch ärmere ihrer letzten Habe.

Gegen Morgen kamen unsere Mütter müde und mutlos bei uns an. Sie hatten nichts erreicht. Die tschechische Familie Hloch durfte oder wollte keine Deutschen mehr aufnehmen. Die Kinder trugen schon unserer Stiefel und Frau Hloch nähte schon mit Muttis Nähmaschine. „Gott im Himmel, hilf uns“, beteten wir Kinder.

Da erschien tschechische Polizei auf dem Bahnhof. „Aufstehen, mitkommen!“ herrschten sie uns an. Wir Größeren nahmen unsere kleineren Geschwister an den Händen und trotteten mit unseren Müttern hinter ihnen her. Sie führten uns über die fast vollständig zerstörte Marchbrücke in eine Schule.

In einem riesigen Saal wiesen sie uns Betten an, auf denen helle und nicht feldgraue Decken lagen. Die Sonne ging auf und wir merkten bald, dass wir in einem tschechischen KZ gelandet waren. Vor unseren Türen stellten sich Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten auf und aus dem Nebenraum, der Prügelkammer, drangen Schreie von gequälten und gefolterten Menschen zu uns.

Jeden Morgen hieß es: „Antreten zum Frühsport!“ Wir mussten auf den Hof eilen und uns um ein Führerbild gruppieren, das mit einem Strick um Adolf Hitlers Hals an einem Mast befestigt war. Dann zwang man uns, den rechten Arm zum Gruß zu heben und zu rufen: „Das danken wir unserem Führer Adolf Hitler!“ Danach mussten alle, ob jung oder alt bis zur Bewusstlosigkeit Runden laufen. Eine über achtzig Jahre alte Frau brach zusammen und wurde so traktiert, dass sie sich nicht mehr rührte.

Nach langen Tagen brachte es unsere Mutter durch ihre Sprachbegabtheit fertig, dass wir aus diesem „Zuchthaus“ fortgehen und nach Budigsdorf ziehen durften. Wir bekamen Unterschlupf auf dem Ausgedinge (Altensitz) eines großen Bauernhofs.

Familie Heger nahm uns freundlich auf. Wir halfen bei den Arbeiten auf den Feldern, im Stall und versorgten die Schweine. Das Essen wurde wieder reichlicher und besser, unsere Wangen begannen sich wieder zu runden und zu röten. Mutter bekämpfte auch unsere Krätze, die wir uns aus dem total verschmutzten Viehwagon mitgebracht hatten. Sie kaufte Schwefelstäbchen, mit denen man Fässer ausschweifelt, zerstampfte sie und vermischte das Pulver mit Margarine. Mit dieser Paste bestrich sie unsere juckenden Hände und heilte sie.

Die Russen im Dorf ließen uns weitgehend in Ruhe. Nur ab und zu gab es Konfrontationen. Einmal saß ein Russe in unserer kleinen Küche, trank mit einem Schöpflöffel unseren Milchkaffee, der für 12 Kinder und drei Erwachsene reichen sollte und stopfte sich auch die Plinsen (Pfannkuchen) in seinen Mund. Wir sahen staunend zu. Nachdem er sich den Bauch vollgestopft hatte, brüllte er: „Acht Mann Einquartierung!“ Wir begannen zu zittern.

Eilig versuchten wir, einen jungen Leutnant zu Hilfe zu holen. Aber der konnte auch nichts ausrichten, er kam gegen den schlitzäugigen Mongolen nicht an. Dieser zog sofort seine Pistole. Der Leutnant fasste uns an den Händen und zog uns über die mannshohen Brennesseln zur Hintertür hinaus. Er nahm uns Mädchen und Frauen zu sich in sein Zimmer im Dorf. Wir durften bei ihm auf dem Boden schlafen. Zu mir, die ich mich an meine Mutter klammerte, rief er: „Du schlafen bei mir im Bett!“ Ich schüttelte heftig den Kopf. „Du nix Angst!“ Er deutete mit dem Finger nach links. „Ich gucken da.“ Sein Finger deutete nach rechts. „Du gucken da!“

Doch ich zog es vor, unbequem auf der Erde zu schlafen. Ein anderes Mal lächelte mich dieser hübsche Mensch an und sagte: „Germanski gutes Leut!“ und klopfte auf meine

Schulter. Er fuhr fort, indem er jetzt sich auf die Schulter klopfte: „Russi auch!“ Ein paar Tage später schlug er mir vor, mit ihm nach Sibirien zu kommen. „Sibirien kalt, Sibirien schön, Sibirien meine Heimat!“ Noch heute denke ich gerne an diesen Soldaten zurück und bin ihm dankbar, dass er mich damals so unberührt ließ.

Aber leider gab es auch andere Russen, mit nicht so gutem Charakter. Eines Abends rumpelte ein betrunkenener Russe an unserem verriegelten Hoftor. Eier wollte er haben, Eier! Aber wir hatten keine. Alle Hühner waren verendet und lagen in den Schützengräben, die rund um den Hof gegraben worden waren. Nur eines war übrig geblieben und dieses halb kreierte Vieh lief justament in diesem Augenblick vorbei.

„Ihr habt doch Hühner!“ rief er und zog sofort die Pistole. Dann entdeckte er mich auf der Bank sitzend und schwankte mit seiner Eisenbahnertasche auf mich zu. Mit lachend, lauernden Augen blickte ich ihn an, schob mich langsam hoch, den Blick fest in den seinen gebohrt und wartete, bis ich in gleicher Höhe mit ihm war, sprang auf, drehte mich zu Tür und rannte wie der Blitz ins Haus. Meine Mutter und Frau Heger, unsere Bäuerin, hinter mir her und wütend um sich schießend folgte der Russe. Es war ein Glück, dass er so viel Wodka getrunken hatte.

Tage darauf holten wir mit der Hacke vom dem Feld Kartoffeln. Da landete urplötzlich ein russischer Rata neben uns. Heraus sprangen, in den Armen zwei geschlachtete Gänse schwenkend, zwei Flieger. Wir sollten ihnen die Federviecher rupfen. Aber wir Kinder wussten, dass das ohne heißes Wasser nicht geht, schüttelten die Köpfe, rannten auf einen Hohlweg zu und sprangen hinein. Die erbosten Russen starteten und sausten

knapp über unsere Köpfe hinweg davon. Nur knapp entkamen wir dem Tod. Die weißen Federn flogen und stäubten wie dicke Schneeflocken vom Himmel.

Ein gutmütiger Russe, den wir Kinder sehr leid taten, stand eines morgens mit einer brüllenden Kuh vor unserer Tür. Wir seien doch so arme Leute, da habe er sich aus einem Stall, wo viele Kühe gestanden hätten, eine genommen und die brächte er jetzt uns. Wir sollten doch auch etwas vom Reichtum der anderen abhaben.

Es war inzwischen schon wieder Herbst geworden. Tschechen kamen und holten unseren Bauern und führten ihn ab. Er kam nicht wieder. Tschechische „Verwalter“ kamen mit einem Leiterwagen angefahren, auf dem ein Küchentisch mit einer angeschraubten Mohnmühle und vier Stühlen standen. Ein sehr ungutes Klima breitete sich aus.

Es wurden Befehle ausgegeben, die ohne Sinn waren, Arbeiten angeordnet die keinen Erfolg brachten. Alles von Menschen erteilt, die von der Landwirtschaft keinen blassen Schimmer hatten. Besonders der ältere Sohn des „Verwalters“, ein blasser hagerer Mann, wirkte unangenehm auf uns. Kam er in unsere Nähe, flüsterte einer von uns Kindern „Smrt!“ (der Tod) und schon kletterten wir auf den nächsten Baum.

Täglich wurde es unerträglicher. Ein Gerücht kam auf: Vati sei in einem Gefängnis in Prag gesehen worden. Mutti fuhr hin und stellte sich im Gefängnis vor. Der Direktor leugnete ab, es sei kein Insasse namens Josef Tekale geführt. Mutter, die gerade am Fenster stand, sah ihren Mann über den Hof gehen. „Da unten geht mein Mann!“ rief sie.

Der Internierte wurde geholt. Es stellte sich heraus, dass er illegal als Rossknecht vom Chef gehalten wurde und so musste er entlassen werden. Er war ins Gefängnis gekommen, weil die Amerikaner in 10 Minuten vor der Sperrstunde (9:50 Uhr) aus der Gefangenschaft entlassen hatten und die Tschechen ihn dadurch schnappen konnten. So war Vati wieder bei uns.

Von nun an wurde nur noch vom „Fortgehen“ aus Budigsdorf, dem 7 km langen Straßendorf, diskutiert. Wir mussten das Wort „Marianzke Lazne“ (Marienbad) ganz korrekt aussprechen lernen, weil wir dorthin zu den Amerikanern und fort von den Russen wollten. Wir luden unser „geschenktes Gepäck“, das von den schon Geflüchteten übrig gelassen worden war, auf einen ebenfalls geschenkten Handwagen und fuhren zum Bahnhof.

Das Gepäck wurde gewogen, Mutter bekam einen Frachtbrief ausgestellt und ab ging die Fahrt. Wieder mussten wir stumm wie die Fische sein. Nicht einmal einen Schmerzlaut durften wir von uns geben, denn schon daran hätten Sie unser Deutschtum erkannt. Wir Deutschen sagen, wenn uns etwas weh tut: „Au!“ Die Tschechen und Slowaken aber: „Jui!“

In Marienbad standen wir wieder einmal leer da. Unser Gepäck kam nie an. Übrig blieb uns ein beschriebenes Blatt, ein Frachtbrief. Wir haben viel darüber nachgedacht, warum wir wieder zum wiederholten Mal bestohlen worden waren. Aber Schuld war sicher das Säckchen schwarzen Pfeffers und die Kiste mit Seife, die uns unser Cousin Karlmann Motzbäuchel zum Aufbewahren gegeben hatte.

Es hatte sich herum gesprochen, dass Mutter schon des Öfteren ein Tütchen mit schwarzem Pfeffer, beim Metzger getauscht hatte. Pfeffer war fast so rar die Gold.

In Marienbad wurden wir in das riesig große Hotel Klinger eingewiesen. Wir erhielten zwei, mit Zeitungspapier verklebte Zimmer. Die Ritze in den Wände waren verklebt, um die Wanzen zu vergasen. Wanzen, die von verwundeten Soldaten im Lazarett eingeschleppt worden waren. In den Zimmern standen nur zwei Ehebetten ohne jegliches Zubehör. Wir hatten nichts zum Zudecken. Flüchtlinge wie wir, die auch im Klinger untergebracht war, schenkten uns Lumpen. Lumpen als neue Zudecken!!

Im Zimmer der Eltern stand ein kleines Kanonenöfchen. Das beheizte unser Vater mit zerschlagenen Stühlen. Morgens wurde in dem schwarzen Topf von Tante Marischka Muckefuck Kaffee gekocht, serviert in Tassen, die aus Dosen hergestellt waren. Dazu erhielt jeder von uns eine Pellkartoffel ohne Salz. Im Hotel fanden wir Salz, merken aber erst viel zu spät, das es Karlsbader Salz war, dass eine enorme Abführungskraft besaß.

Am 4. November 1945, einem sonnigen Tag, wurde unsere Mutter „krank“. Die Eltern schickten mich in die Stadt, einen Arzt zu holen. Aber alle Ärzte weigerten sich, mitzukommen, nach dem ich ihnen eröffnet hatte, Mutter habe „Schüttelfrost“. Niedergeschlagen kehrte ich in den vierten Stock des Hotels Klinger zurück. Dort empfingen die Eltern mich mit der niederschmetternden Aussage „Das Kind ist schon da!“

Ich stand wie vom Blitz getroffen da. Hatte ich doch nicht bemerkt, dass meine Mutter schwanger war. Ich stürzte die Arme in die Hüften und rief: „wie kann man sich in diesen Zeiten nur ein Kind anschaffen?“ So war unser Sonntagskind Maria geboren. Es war ein nettes, zierliches Kind. Mehr in Lumpen, als in Kleidern eingehüllt. Gebadet wurde es in einer halb verrosteten Kinderbadewanne, die wir von irgendwoher geschenkt bekamen. Das größte Glück war, dass Mutti so viel Muttermilch produzierte, dass sie das Kind in davon ernähren konnte.

Eines Nachts erschienen bei uns viele Männer. Sie mussten eine Razzia durchführen, sagten sie. Sie kamen zu uns ins Zimmer und erschraken fast, als sie so viele Köpfe aus dem Lumpenbett auftauchen sahen. Zu mir, die ich bald 16 wurde, sagten sie: „Du kommst morgen nach Brück ins Kohlenbergwerke.“ Beim Weggehen blieb ein junger Mann bei Mutter stehen und flüsterte ihr zu: „Kommen Sie morgen früh zu mir aufs Bürgermeisteramt!“ Gleich am nächsten Morgen lenkten wir unsere Schritte dorthin, ich bekam eine Arbeit im Hotel „Transval“ zugewiesen und konnte auch gleich dortbleiben.

In der nächsten Nacht, bei der weiteren Razzia, konnten es die Männer kaum glauben, dass ich eine Arbeit hatte. Mutti bekam eine Hausmeisterstelle im Hotel „Goldene Kugel“, Vati als Kohlenträger in einer Kohlenhandlung, Gerhard bei einem Bäcker eine Aushilfsstelle und Helga wurde Kindermädchen bei einer tschechischen Familie.

Ich musste im „Transval“ sehr schwer arbeiten. Täglich hatte ich die Koksheizung für das ganze Hotel zu versorgen, putzte das Haus, half in der Küche aus und bediente in der Gastwirtschaft die Gäste. Zu essen bekamen wir wenig. Einmal gab es Kartoffeln und

Mehlsauce, am nächsten Tag Mehlsauce und Kartoffeln. Oft gab mir mein Vati, wenn er mit seinen Kohlsäcken vorbeikam, sein Frühstücksbrot.

Neben unserem Hotel war eine Bäckerei, die hatten einen dicken schwarzen Kater namens Peter. Dieser strich oft bei uns herum, sicher um die zwei Pinscher meiner Chefin zu ärgern. Plötzlich war Aufregung im Haus, meine Madame hatte Peter gefangen und befahl mir und Hildegard, einem weiteren deutschen Mädchen, das auch im Haus arbeitete, Peter zu töten. Wir hatten noch nie ein Tier getötet. Wir weinten und jammerten, sie möge uns diese Strafe erlassen. Aber sie war unbarmherzig. Sie sperrte uns samt Peter in den Keller und donnerte, sie werde uns erst wieder herauflassen, wenn Peter tot sei.

Wir grübelten und grübelten. Dann glaubten wir, eine Lösung gefunden zu haben. Wir nahmen den großen Wäschekochlöffel und erhoben ihn gegen das Tier. Dieser schaute uns mit großen Augen an und miaute und wir ließen den Löffel fallen. Dann nahmen wir einen Sack, stecken Peter hinein und pressten seinen Kopf in eine Sackecke. Mit einem Strick, den wir darumgelegt hatten, zogen wir so fest wir nur konnten zu. Wir ließen eine ganze Weile nicht los. Doch dann, kaum hatten wir losgelassen, öffnete sich der Sack und Peter kam heraus gekrochen.

Da erschien grollend die Chefin. Sie packte Peter an den Vorderpfoten, stellte sich darauf und zog an den Hinterpfoten, es knackte und Peter war tot. Am nächsten Tag gab es „Hasenbraten“. Die Freundin der Chefin wurde mit ihren Kindern zum Mahl eingeladen. Sie konnten ja nicht ahnen, dass der „Hasenbraten“ in Wirklichkeit ein „Dachhasenbraten“ war und ließen es sich schmecken. Wir Mädchen aßen an diesem Tag unsere Kartoffeln trocken. Wir verzichteten auf Sauce.

Nach einem schweren Arbeitstag freute ich mich auf einen ruhigen Feierabend und schlenderte müde in mein Zimmer hoch, welches ich inzwischen mit einer Französin und einer Polin teilen musste. Doch als ich die Zimmertür geöffnet hatte, prallte ich vor Schreck zurück. Die beiden Mädchen lagen mit Männern in ihren Betten. Unerhört, da wartete auch noch auf mich einer.

Dieser Kerl versuchte mich gleich ins Bett zu zerren. Ich wurde zur Furie. Drosch mit Fäusten auf ihn ein, zog ihn an den Haaren und biss ihm in die Hände. Er war darüber so erschrocken, dass er von mir abließ. Ich griff zur Türklinke, huschte hinaus und verschwand. So kam ich nochmal davon. Die beiden Mädchen mussten später das Hotel verlassen, nachdem eine mit Blut verschmierte Toilette entdeckt wurde, die wahrscheinlich von einer Abtreibung stammte.

Wieder einmal musste ich tschechische Polizisten von der Küche aus durch die Durchreiche mit Speisen bedienen. Ich stellte mich neben den großen Herd und erwartete eine neue Bestellung. Da riss ein „Rotni“ (höherer Polizist) seine Pistole hoch und zielte auf mich. Beim Abdrücken schlug ihm sein Nebenmann auf den Arm und der Schuss verfehlte mich und ging stattdessen durch die Ofentür. Deutlich war das Loch zu sehen. Ich stand regungslos da, konnte es nicht fassen, dass ich erschossen werden sollte.

Am nächsten Morgen stand ich gegen 5:00 Uhr auf und ging in den Keller, stocherte den noch brennenden Koks auf und legte viele Schaufeln Koks nach. Dann begab ich mich in die kalte Küche und wurde vom geifernden Gebell der beiden Pinscher der Chefin, die

in der großen Bratröhre übernachtet hatten, empfangen. Da hörte ich heftiges Klopfen an dem hinteren Küchenfenster und blickte hoch.

Dort stand der Rotni und forderte mich auf, das Fenster zu öffnen. Er war kleinlaut und stotterte eine Entschuldigung. Er sei am Vorabend betrunken gewesen, habe mich nicht erschießen wollen. Ich solle ihm verzeihen und ihn nicht anzeigen. Er wäre verheiratet und hätte Kinder. Er käme sonst ins Gefängnis. Ich sah die Furcht in seinen Augen und versprach ihm, die Tat vertuschen zu helfen.

Mittags nach dem Kochen hängte ich das Herdtürchen aus, nahm es unter den Arm und versteckte mich für den Rest des Tages im Keller hinter dem Koksberg. Als ich wieder in der Küche erschien, wurde mir von einer Kommission berichtet, die einen Bericht aufnehmen sollte. Doch ohne Beweisstück, musste die Untersuchung abgeschlossen werden. So wurde von dem Vorfall nichts mehr erwähnt.

Meine Familie fühlte sich in der Hausmeisterwohnung der „Goldenen Kugeln“ wohl. Sie war nett eingerichtet, bot eine Küche und ein Bad. Hatte ich eine Freistunde im „Transval“, suchte ich meine Leute im Hotel auf.

Mutti vermittelte Besuchern ihre Zimmer, räumte sie auf und bezog die Betten. Für einen Hotelgast kochte sie sogar Mittagessen. Er aß täglich bei der Familie mit. Einmal sollte eines der kleinen Geschwister ihn zum Essen holen und verwechselte seinen Namen mit dem Namen des Gemüses, welches es zu essen geben sollte: „Herr Quacken (Unterkohlrabi), kommen Sie, es gibt Dorschen (Name des Gastes).“ Schallendes Gelächter ertönte. Für Polizisten, die nebenan in der Kaserne stationiert waren, reinigte Mutti gegen Bezahlung die Wäsche.

Im „Transval“ ereigneten sich unschöne Dinge. Die tschechische Hotelverwalterin kaufte auf einem Schwarzmarkt Fleisch auf und verhökerte es an diverse Kunden. Die Sache kam auf, die Polizei erschien im Hotel. Die Polizisten verhafteten die „Fleischverkäuferin“, führten sie ab und steckten sie ins Gefängnis. Ich war meine 30-Kronen-Arbeit los.

Als Retterin kam Frau Agadaniaze, die mit ihrem Mann und ihrem Sohn Ivan als Gäste im Haus wohnten, ob ich nicht für sie arbeiten wolle. Herr Agadaniaze war von Berlin, wo er als Botschafter tätig war, nach Marienbad verschlagen worden. In dieser iranischen Familie wurde ich als Familienmitglied angenommen.

Ich musste zwar noch die Heizung versorgen, da dies sonst niemand konnte, bekam 60 Kronen, doppelt so viel wie bei den Tschechen, gutes Essen und Kleidung. Ich arbeitete im Haushalt und wusch die große Wäsche. Manchmal, wenn es spät geworden war, übernachtete ich bei diesen lieben Menschen.

Da kam, von uns allen völlig unerwartet, der Befehl zur Evakuierung. Wir mussten unsere Habseligkeiten packen und uns auf dem Marienbader Flugplatz, dem rasch eingerichteten Aussiedlungslager melden. Wir steckten all die vielen geschenkten Sachen, Bilder aus der Wohnung und eine Hängeuhr mit Schlagwerk ein und begaben uns vor das Tor des Aussiedlungslagers.

Wer schaute da vom Wachturm auf uns herab? Der Rotni!! Er war wegen der Schüsse auf mich strafversetzt worden. Er erkannte mich sofort und ließ uns, was er sonst nie tat, ohne Kontrolle ins Lager. Wir blieben völlig unbehelligt. Agadaniazes sandten mir noch einmal ein großes Geschenkpaket per Boten auf den Flugplatz. Sie ließen mehr

ausrichten, ich solle sie noch einmal besuchen. Aber das Lager zu verlassen, wagte ich nicht.

Nach Tagen der Internierung – es war inzwischen 1946 – hieß es: „Aufstellen zum Abmarsch auf den Bahnhof von Marienbad!“ Es entstand eine lange Menschenkette, die sich auf den Weg machte. Der Rotni ritt mit seinem Pferd neben der Kolonne her und scheuchte alle, die sich vielleicht ausgliedern wollten, zurück. Nur uns ließ er unbeschadet. Viele wunderten sich darüber, sie hatten keine Ahnung des vorhergegangenen Geschehens.

Am Bahnhof stand ein riesig langer Lastzug mit vielen Viehwaggons. In die eine Hälfte jeden Waggons wurde Gepäck eingeladen, in der anderen Hälfte mussten wir Personen Platz nehmen. Die Türen wurden zugeschoben und ab ging die stundenlange Fahrt nach Deutschland. Es war der letzte Transport, der nach Westdeutschland ging.

Geöffnet wurden die Türen erst auf dem Bahnhof in Augsburg. Für einige Tage kamen wir in einer Schule unter. Dann karrten Lastwagen an, wir wurden aufgeladen und nach Lauingen an der Donau verfrachtet. Wieder einmal steckte man uns in den Schlafsaal einer Schule, der Lehrerbildungsanstalt Lauingen.

Nach Tagen wurden wir auf die Dörfer verteilt. Der Großfamilie Tekale, elf Personen, wurde Wittislingen zugeteilt. Ein großes Dorf mit reichen Bauernhöfen. Nachdem wir im Gasthof „Gistel“ Unterkunft fanden, erhielten wir die Wohnstube des kleinen Bauernhofs

der Witwe Römer, genannt „Römer Zenzi“. Sie war eine raue, burschikose Frau, bei der man aber auch den Schimmer eines goldenen Herzens entdecken konnte.

Nun hausten wir in diesem einen Zimmer mit einem Doppelbett, einem kleinen Herd, einen Tisch und ein paar Stühlen. In diesem Raum wurde gekocht, gegessen, gewaschen, geschlafen. Unserem Großvater wurde im Nachbarhaus eine Schlafstelle und uns vier „Großen“ ein paar Häuser weiter entfernt, beim Bauer Heger, ein Raum zugewiesen. Wir erhielten jeder ein mit dickem Leinen bespanntes „Ami-Bett“, welches man zusammenrollen konnte, unter die Arme geklemmt und richteten unser Schlafzimmer ein. Als Zudecken wurden uns uralte Federdecken geschenkt, die eher kühlten als wärmten.

Der Winter 1946-47 war sehr, sehr kalt. Wir froren in dem ungeheizten Zimmer und wurden krank. Um uns ein wenig Wärme zu geben, legten wir uns zu zweit auf die schmalen Pritschen von etwa 50 cm Breite. Aber unsere schmalen, ausgezehnten Körper spendeten keine Wärme. Kamen wir morgens durchgefroren und übernachtigt bei den Eltern an, empfing uns in dem nicht allzu großen Raum ein Dunst und Qualm, aber wir konnten wenigstens „auftauen“.

„Zenzi“, oft von dem Gequäke der Kleinen stark genervt, stieß manchmal die Stubentür auf, schob wortlos ein paar Eier ins Zimmer und verschwand wieder in ihrer Küche. Einmal öffnete sie weit die Tür und rollte einen dicken, gelben Kürbis mit den Worten: „Do fresset“ auf den Boden. Für ein paar Tage konnte der Hunger damit gestillt werden.

Einmal buk Zenzi in der Küche „Flädle“ (Pfannkuchen) schnitt ihn in Streifen, schöpfte heißes Wasser darauf und aß die „Flädlesuppe“. An unseren begehrlchen Blicken erkannte sie unseren Hunger, buk noch ein Flädle, gab die geschnittenen Streifen in einen Suppenteller, schöpfte aus dem Wasserschiff des Ofens heißes Wasser, goss es darüber und schob uns den vollen Teller hin.

Aber in dem heißen Wasser schwamm eine gegarte Küchenschabe! Wir empfanden solchen Ekel, dass wir die Suppe, obwohl uns der Magen bis zu den Knien hin, nicht essen konnten. Zenzi, die das tote Tier nicht entdeckt hatte, war eingeschnappt.

Im Frühjahr wurde uns eine Wohnung in der gleichen Straße, bei Frau Dora Pollack, zugewiesen. Die Wohnung hat drei Zimmer, eine kleine Küche mit einem riesigen Herd, eine kleine Speisekammer und auf dem Hof „Herzhausen“ (ein Plumpsklo mit einem Herz in der Tür).

Aber die Räume waren völlig leer, sie hatten keine Einrichtung. Aus der Nachbarschaft erhielten wir von einer Frau Ziegler, die nur ein wenig reicher war als wir, einen Tisch, zwei Bänke und zwei Bettgestelle. Fertig war die Einrichtung! Mutti versuchte, so gut sie nur konnte, uns satt zu kriegen. Aus Kaffeesatz und Mohrrüben buk sie sogar einen „Kuchen“.

Doch das Brot, welches wir auf Lebensmittelkarten kaufen konnten, war sehr knapp. Morgens wurde für jede Person eine Brotscheibe von 50 g abgewogen, in einen Beutel, der mit einem Namen versehen war, gesteckt und in der Speisekammer auf Nägel gehängt, um sie vor Mäusefraß zu schützen. Wer schon zum Frühstück seine Scheibe aufaß, hatte am Abend nichts mehr. Wittislingen, ein soo reiches Bauerndorf – doch wir hungerten und hungerten.

Mein Onkel Hansi aus München brachte uns aus der Großstadt ein Säckchen kleine Kartoffeln mit in das reiche Bauernland. Aber wir Flüchtlinge hatten keine Reichtümer zum Tausch, also waren wir Nichtsnutze.

An einem Nachmittag, saßen wir mit unserer Nachbarin, einer sudetendeutschen Frau, und ihrem Sohn gerade im Wohnzimmer. Da trat unsere Mutter mit einer vollen Einkaufstasche in den Raum. Sie stellte sie auf den Boden und erklärte ihr „schweres Geschleppe“ der Tüten. Es gab schönen „Karfiol“ (Blumenkohl) zu kaufen. Unsere Besucherin horchte auf und wies ihren Jungen sofort an, auch welchen zu holen: „Schnell, Joschi, lauf und kauf auch „Karafiol“! Joschi sprang auf und flitzte zur Tür hinaus. Kaum war er draußen, fragte die Frau mit erstauntem Gesicht unsere Mutter: „Was ist das überhaupt, Karafiol?“ So war der Hunger, dass man alles vermutlich Essbare zu kaufen versuchte, ohne genau zu wissen, was es ist.

Einmal beobachtet meine Mutter in der Molkerei/Bäckerei, wie eine Bäuerin ein ganzes Backbrett voll Brot zum Backen brachte. Mutter bettelte: „Ich bekomme auf die Lebensmittelkarten so viel Zucker. Aber damit kann ich nichts anfangen. Ich kaufe den Zucker und tausche ihn für ein Brot bei Ihnen ein.“

Die Frau willigte ein, da sie für Erwachsene nur wenig Zuckermarken erhielt. Sie verabredeten für Nachmittag den Tausch. Aber Mutter kam zu spät und die Brote waren schon abgeholt worden. Sie ging auf den Bauernhof und fragte nach einem Brot. Aber diesmal war nur der Bauer anwesend. Der begann zu toben und zu schreien. Er hatte für Gesindel kein Brot übrig. Mutter verwünschte ihn und prophezeite ihm eine böse Zeit, dass er vor seinem vollen Teller sitzen würde und keinen Bissen hinunter schlucken können würde.

Später hörten wir, er sei an Magenkrebs erkrankt und habe nichts mehr essen können.
Ob ihm hungrige Kindermägen vor Augen erschienen sein mögen?



1948 in
Wittislingen:
Anni, Gerhard,
Eva, Ilse, Mutti
mit Ricke (Maria)
auf dem Arm,
Opa Rezabeck,
Erich, Vati, Helga
und ich

Das Leben im Hause der Pollack Dora war nicht einfach. Wir mussten mit Holz heizen und Kochen, besaßen aber keines. Wir bekamen einen alten Handwagen in die Hand gedrückt und mussten jeden Nachmittag in den Wald ziehen und Leseholz aufsammeln. Waren die Getreidefelder abgeerntet, schickte man uns zum Ährensammeln hinaus. Viel brachte das nicht ein, aber ein wenig besserte es unseren Lebensstandard auf.

Mutter meldete mich als Schülerin in der Lehrerbildungsanstalt an. Täglich fuhr ich mit der Härtsfeldbahn in das 8 Kilometer entfernte Lauingen zur Schule. Die Monatskarte kostet 4,70 Mark. Doch nicht immer hatte Mutter dieses Geld für mich übrig. Sehr oft musste ich zu Fuß zur Schule und mittags nach Hause laufen.

Im Winter wurde plötzlich der Unterricht abgebrochen. Es fehlte Kohle. Die Schule konnte nicht geheizt werden. Um nicht nur nutzlos zu Hause zu sitzen, nahm ich eine

Heimarbeit an. Ich flocht aus Stroh lange Zöpfe, nähte diese zu Sohlen zusammen und fertig mit alten Stoffresten „Schuhe“ an.

Nach einigen Wochen begann wieder der regelmäßige Unterricht. Es mussten viele Hausaufgaben erledigt werden, was bei so vielen Geschwistern und nur einer Lichtquelle im Zimmer schwer fiel. Manchmal hieß es: „Mach‘ der da das Licht aus, wir müssen sparen!“

In einer der ersten Biologiestunden bei unserem allseits beliebten Professor Dr. Unsinn, genannt „Dr. Baltes“ betrat er den Klassenraum, blickte mich an und deutete mit dem Finger auf mich und meinte: Du gasch‘ mit, Vichr holle!“ (Du gehst mit, in den Lehrmittelraum, ausgestopfte Tiere zu holen). Ich, des Schwäbischen noch nicht ganz mächtig, verstand in zunächst nicht. Aber die gebürtigen schwäbischen Schüler fungierten als Dolmetscher. Ich trottete mit und schleppte Eichhörnchen, Wiesel und Marder zur Anschauung herbei.

Unser „Baltes“ war ein toller Lehrer. Er nahm einerseits Anteil an unserem Kummer und unseren Sorgen und feierte andererseits so manche Faschingsfeier mit uns. Nach einer solchen Feier marschierten wir, ganz leicht angeschwippt nachhause. Am Marktplatz blieb „Baltes“ vor dem Denkmal des Albertus Magnus stehen und sprach es an: „Gell, Albertus Magnusch, friast and Fiaß? Hier hasch mei Schua.“

Er zog seine Schuhe aus, stellte sie vor das Denkmal und lief durch den Schnee in Socken weiter. Nur strenges Zureden half, dass er wieder in seine Schuhe schlüpfte. Ja-ja, der schwäbische Dialekt. Fast eine Fremdsprache! Einmal herrschte Mutter eins der jüngeren Geschwister an: „Sprich Hochdeutsch!“ Die Kleine stotterte erschrocken: „I kaa ja nimmer andersch schwetzä!“

Im Flur unseres Schulgebäudes hing eine große schwarze Tafel. Darauf wurden wichtige Mitteilungen oder Nachrichten festgehalten. An einem Morgen standen viele von uns Schülerinnen und Schülern davor und lachten herzlich. Ein Witzbold hatte in schön darauf geschrieben: „Achtung, Achtung! Heute gibt es eine Sonderzuteilung: für Herrn Dr. Senf(t) gibt es im Unterricht Dr. Rindfleisch. Wir fanden die Idee, die Namen unserer Lehrkräfte als Nahrungsmittel anzupreisen, einfach herrlich.“

In den Sommerferien nahm ich eine Arbeit in der Wittislinger Ziegelei an. Es war Schwerstarbeit. Die von der Maschine geschnittenen nassen Tonziegel mussten auf einen flachen Karren in eine Halle gefahren und zum Trocknen aufgeschichtet werden.

Die Hände wurden trocken und spröde. Je mehr man sie wusch, desto rissiger wurden sie. Von dem verdienten Geld musste ich Mutter einen erklecklichen Teil abgeben. Von dem Rest kaufte ich mir, langsam ein junges Mädchen geworden, gebrauchte Kleidungsstücke. Doch die durfte ich nicht alle behalten, Mutter zog davon auch welche an.

An einem schönen Vormittag in den Sommerferien, ich war zu Besuch bei meinen Eltern in Lauingen, schlenderte ich die Treppenstufen der „Wasserschafte“ (Treppen hinunter in den alten Teil Lauingens) durch das schmale Tour hindurch zur Donau. Nach dem Überqueren der Donaubrücke, wandte ich mich einer Kiesinsel in der Nähe des Ufers zu. Da entdeckte ich am Rand ein befestigtes Floß. „Das muss doch herrlich sein, dahin zu schwimmen und sich auf den Brettern zu sonnen“, überlegte ich. Kaum gedacht, setzte ich die Gedanken in die Tat um. Ich entfernte meine Oberbekleidung und schwamm im angelegten Badeanzug Richtung Floß.

Doch ich hatte die starke Strömung der Donau, die in Wellen bis ans Ufer schwappte, unterschätzt. Ich verfehlte den Rand des Floßes und wurde darunter gedrückt. Dort blieb ich mit den Trägern meines Badeanzug an einem Nagel hängen und konnte nicht mehr auftauchen. Alles Zappeln und Strampeln half nichts. Wäre nicht ein junger Mann aus der Nachbarschaft unserer Schlossstraße, der alles beobachtet haben musste, herbei geeilt, um mich aus dem misslichen Lage zu befreien, wäre ich unweigerlich ertrunken.

Ein Lichtblick in dieser Zeit wurde meine Freundin Christel Hauke. Sie war als fünftes Mädchen zu uns in die Jungenklasse gekommen und nahm mich oft mit zu sich nach Feimingen, wo sie mit ihrer Mutter lebte. Wir unternahmen viel miteinander. Schön waren die Faschingsfeste in der Schule, zu denen wir gemeinsam gingen.

So vergingen vier Jahre Schulzeit. Ich zog zu Bekannten und half der Frau bei der Arbeit mit ihren vielen Kindern. Ein Mann trat in mein Leben, in den ich mich verliebte, der aber überhaupt nichts taugte. Leo nutzte mich nur aus.

Mit der Schule wurde es immer schwieriger. Ich konnte die vielen Hausaufgaben nicht mehr bewältigen und entschloss mich, ein Jahr vor dem Abitur, die Schule zu beenden. Krankenschwester wollte ich jetzt werden. Ein Bekannter schwärmte mir von einer Stelle in Johannesburg in Afrika vor. Aber um Krankenschwester zu werden, musste ich ein Jahr im Haushalt arbeiten. Daher suchte ich mir eine Stelle in einem Haushalt mit drei Kindern aus.

Am 1. September 1949, ich war zwanzig Jahre alt, begleitete mich meine Mutter zum Bahnhof und ich fuhr nach Reutlingen-Betzingen zur Familie Walz. Dort wurde ich von den Eltern und den drei Kindern, der neunjährigen Traude, der siebenjährigen Helga und der dreijährigen Rose, empfangen. Es wurde ein gutes Verhältnis. Neben den Kindern versorgte ich den gesamten Haushalt: ich kochte, ich wusch die Wäsche, putzte und buk viele Kuchen.

Das kleine Röschen wurde mein Liebling. Überallhin begleitete sie mich. Gerne ging sie mit mir einkaufen. Einmal waren wir beim Metzger und die Verkäuferin fragte das kleine Mädchen: „Röschen, willst Du ein Stück Wurst?“ „Ja, aber nicht so eine Gummiwurst.“ (Vom Ochsenmaul hergestellte Wurst). Alles lachte.

Am Sonntag besuchte ich mit Walzens die Neuapostolische Kirche. Bei den Neuapostolen war ein junger Mann, der sich für mich interessierte. Er ging mit mir spazieren, nahm mich mit seinem Motorrad auf kleine Fahrten mit. Aber dabei blieb es. Obwohl Adam lieb war, konnte ich nichts für ihn empfinden. Kleine Männer waren nie mein Fall. Und wieder verging die Zeit.

Eines Morgens klingelte es bei uns, Walzens hatten ein Elektrogeschäft, an der Tür. Ich schaute hinaus, und sah dort drei schmucke französische junge Soldaten stehen. Reutlingen gehörte zur französischen Besatzungszone. Sie redeten ununterbrochen auf Französisch auf mich ein: „Erika, Erika, Erika ...!“ Doch ich verstand, außer meinem Namen, nichts. In der Schule hatte ich Latein und nicht Französisch. Wie kamen diese Männer auf mich? Woher kannten sie meinen Namen? Nie werde ich das erfahren.

Nach einem Jahr wollte ich mein Haushaltsjahr beenden, aber Frau Walz bettelte mich an, noch zu bleiben. So inständig bettelte sie, dass ich mich erweichen ließ und noch ein halbes Jahr länger blieb. Ich erhielt nun auch statt 50 Mark jetzt 60 Mark Lohn. Danach ging ich wieder zurück zu meinen Freunden nach Wittislingen.

In Lauingen nahm ich in der Strumpffabrik „Bi“ eine Arbeit als Spulerin an. 70 Pfennig pro Stunde erhielt ich als Lohn. Vom ersten ersparten Geld kaufte ich mir ein Fahrrad und fuhr in drei Schichten zur Arbeit. Schlimm waren die Nachtschichten: Im Dunklen nach Lauingen, im Dunklen zurück. Lange, lange hätte ich arbeiten müssen, um den Flug nach Afrika zu buchen.

Da kam die große Rettung für mich. Onkel Karl, bei dem ich schon als Kind war, der Bruder meiner Mutter, kam mit seiner zweiten Frau, Hilde, der Schwester seiner ersten Frau, nach Wittislingen zu Engelniederhammers und holten mich ab. Ich packte meinen Persilkarton und fuhr mit ihnen nach Frankfurt in die Sindlinger Straße. Inzwischen war es 1951 geworden. Ich wohnte mit Helmut, Tante Hildes Sohn, in einem Zimmer. Lange überlegten wir, was in Zukunft mit mir geschehen solle.

Etwa nach einem Jahr suchte das pädagogische Institut in Jugenheim per Zeitungsannonce junge Menschen, die Lehrer werden wollten. Ich fuhr hin, unterzog mich einer Eignungsprüfung, bestand sie und wurde im Herbst 1952 Studentin des pädagogischen Instituts Jugenheim an der Bergstraße. Damit begann ein sechs Semester langes Studium auf Schloss Heiligenberg.

Unter dem Dach zog ich mit drei anderen Frauen in eine Dachkammer, die als Fenster eine Dachluke besaß. Außer vier Bettgestellen mit grauen Decken waren keine anderen Möbel vorhanden. Als Nachttischchen holten wir uns unten im Dorf Apfelsinenkisten, spannten einen Stoffrest davor – und waren glücklich.

Wir vier, Ursula Schuelke, eine Ostpreußerin, Marianne Fichelscher, eine Mittelhessin, Brigitte Jehmlich, eine Sächsin und ich, eine Volksdeutsche aus der Mittelslowakei, verstanden uns prächtig. Wir waren genügsam und keinen Luxus gewöhnt. Wir zählten zu den älteren Studenten, denn wir waren vor Beginn des Studiums schon berufstätig. Wir wurden als Zwischensemester eingeschoben.

Täglich besuchten wir die angebotenen Vorlesungen in den schönen Räumen des Schlosses, gingen mittags in die Mensa und waren froh, regelmäßig ein warmes Mittagessen zu erhalten. Auf mich kam eine besondere Aufgabe zu: Es galt, das Abitur nachzuholen. Da hieß es lernen und pauken. Ich nahm die Sache ernst und saß viele Stunden vor den Büchern.

Besonders Latein forderte mir Kraft ab. Ich bekam die schwierigen Regeln kaum in den Kopf. In Englisch übersetzte ich das gesamte Buch „Die gute Erde“ von Pearl S. Buck ins Deutsche – in der Hoffnung, dass daraus ein Text zum Übersetzen als Abituraufgabe gegeben würde. Doch weit gefehlt. Ich bestand nach dem ersten Semester das Abitur, wenn auch nicht mit ganz guter Note. Aber es war geschafft und ich eine vollwertige Studentin.

An den Wochenenden fuhr ich mit der Straßenbahn nach Darmstadt und von dort mit der Bahn nach Frankfurt. Onkel Karl und Tante Hilde kauften in Sachsenhausen eine im Bau befindliche Eigentumswohnung. Es musste viel geputzt werden und Tante Hilde, die

mit Zwillingen schwanger war, konnte das kaum bewältigen. Von den 25 DM Taschengeld, die ich monatlich erhielt, bezahlte ich vier mal 4,70 DM für die Bahnfahrten und von dem Rest konnte ich keine großen Sprünge machen. Aber irgendwie ging es.

Nach dem zweiten Semester war Stadtpraktikum angesetzt. Vier Wochen lang musste an einer Stadtschule Unterricht erteilt werden. Mir wurde Griesheim bei Darmstadt zugeteilt. Es war ein achtes Schuljahr, an welchem ich mein erstes pädagogisches Wissen anwenden sollte. Gleich am zweiten Schultag trat vor Unterrichtsbeginn ein großes, kräftiges Mädchen auf mich zu und fragte: „Sind Sie Fräulein Rezabeck, Erika Rezabeck? Waren Sie schon in Brunn?“ „Ja, ich bin Erika Rezabeck! Ich war auch schon in Brunn!“ Dann sollen Sie uns besuchen! Meine Mutter ist Hertha Jarolim aus Brunn!“

Ich war wie vom Donner gerührt und schaute ganz ungläubig. Wie kommt diese Frau nach Griesheim?! Ich stattete der Familie einen Besuch ab. Sie wohnten ärmlich in einer Kellerwohnung, die einst so reichen Leute aus Brunn. Doch sie waren herzlich und freundlich. Ich bekam sogar ein paar „Haverlschuhe“ (sportliche Schuhe) geschenkt, ohne die es mir ansonsten nicht mehr möglich gewesen wäre, wieder nach Frankfurt zu fahren.

In den Semesterferien arbeitete ich als Zimmer-und Serviermädchen bei den Festspielen für moderne Musik in Darmstadt-Kranichstein. Ich verdiente recht gut, erhielt auch manches Trinkgeld. Aus vielen Nationen waren Musiker anwesend. Ein Italiener sprach mich an: „Du Student?“ „Ja!“ „Du so gut arbeiten! Du gut gehen mit mir zu Burgermeister!“ „Was soll ich denn mit ihnen beim Bürgermeister?“ „Noo, heiraten!!!“

Er habe bei „Roma“ eine Trattoria, erklärte er mir. Er brauche eine so tüchtige Frau. Von diesem Tage an waren mir alle italienischen Männer suspekt.

Unsere Wohnverhältnisse hatten sich verbessert. Wir durften in das richtig möblierte Vierbettzimmer nebenan ziehen. Wir bekamen sogar einen Schrank. Ich besuchte fleißig die Vorlesungen, nahm an mehreren Exkursionen teil, belegte die Wahlfächer Sport, Hauswirtschaft und Werken. Eine kleine Liebschaft zwischen Erich M. und mir entstand, ging aber bald zu Bruch, da Erich schon fest in Fulda verbandelt war.

Oft nahm ich mein Fahrrad, welches ich aus Wittislingen mitgenommen hatte, radelte den Heiligenberg hinunter und fuhr die Odenwaldstraße entlang nach Bürstadt im Ried. Dorthin waren inzwischen die Motzbäuchels, Tante Marischkas Leute, ausgesiedelt worden. Großvater Tekale, der Vater meines Stiefvaters, schenkte mir bei jedem Besuch fünf Mark. Das war ein großer Reichtum.

Für die nächsten Semesterferien war Sozialpraktikum angesetzt. Ich meldete mich in dem Heim für schwer- und schwersterziehbare Kinder in Reutlingen an. Da hatte ich mir eine schwere Last aufgebürdet. Ich wurde von 7:00 Uhr morgens bis abends 22:00 Uhr eingespannt. Der Hausvater hatte bemerkt, dass ich mit Freude Lehrerin werden wollte und spannte mich tüchtig ein.

In einer zweiten Sonderschulklasse durfte ich die Kleinen unterrichten, musste anschließend die Größeren betreuen und am Nachmittag bis 22:00 Uhr abends die 14- bis 15-jährigen Mädchen. Ich musste mit ihnen kleine Ausflüge unternehmen, sie ins

Schwimmbad begleiten und mit ihnen Handarbeiten und Basteln. Der Umgang mit den Kindern aus zerrütteten Familien strapazierte die Nerven bis zum Äußersten.

Doch auch sehr nette und erinnerungswürdige Dinge ereigneten sich. Es erhellte sich mein Gemüt, blickte ich in den Schlafsaal der Mädchen mit den kleinkarierten rot-weißen sauberen Betten und den flatternden Gardinen an den Fenstern. Jede „Gute Nacht Verabschiedung“ war ein kleines Erlebnis. Immer neue Geschichten fielen den Kindern ein, um die Zeremonie hinauszuzögern.

Ein besonderes Verhältnis entwickelte sich zu einem Mädchen, namens Elfriede Kult. Elfriede war ein verträgliches kluges Kind. Sie hatte dicke rote Zöpfe und wusste, was sie wollte. Sie konnte schöner und fehlerfreier schreiben, als so manche gleichaltrige Schülerin aus der Volksschule, doch Elfriede gehörte der Sonderschule an. Später, als ich nicht mehr in Reutlingen war, erhielt ich Briefe von diesem Mädchen mit gemalten Bildern, die aufhebenswert waren.

Eine lustige, und doch beinahe tragische Geschichte ereignete sich im Heim. Es war Wochenende, allen Mädchen mussten die langen Haare gewaschen werden. Alles wurde vorbereitet, aus dem Vorratsschrank das Kopfwaschpulver geholt und das große Rubbeln begann. Alles wirkte normal, niemandem fiel etwas auf.

Doch als alle Köpfe sauber sein sollten, bemerkte ich das strohige, raue Haar der Kinder. Oh, weh! Ich hatte kein Haarshampoo, sondern ein Waschmittel benutzt. Alles begann von neuem. Erst spät am Abend waren wir fertig und völlig geschafft.

Einem etwas zurückgebliebenen Jungen unseres Heims, namens Heinz Scheible, wurde eines Tages von unserem Heimleiter, Herrn Held, ein Auftrag erteilt: „Heinz, hier hosch en Brief, den bringsch in das Haus mit Säulen!“ Heinz nahm den Brief in Empfang und verschwand. Aber er kam und kam nicht wieder. Erst nach Stunden tauchte er müde und erschöpft wieder auf.

„Ja, Heinz, wo warschst du so lang?“ „I hab‘ den Brief abgebe! I hab‘ ihn auf die Fensterbank g‘legt!“ „Auf welche Fensterbank, Heinz, hast du den Brief gelegt?“ „Auf die Fensterbank im Säustall!“ Heinz hatte den Auftrag völlig falsch verstanden. Er sollte den Brief eigentlich in das gegenüber liegende Gebäude, dem Haus mit den Säulen bringen. Und der arme Kerl rannte auf das etliche Kilometer entfernte Gut Buttenhofen, welches zum Heim gehörte, und legte die Nachricht auf die Fensterbank des Hauses mit den „Säule“ (Schwäbisch für Schwein), dem Schweinestall. Oh, du gute Einfalt!

Da ich in Reutlingen, nicht weit von Reutlingen–Betzingen war, besuchte ich meine Familie Walz. Es gab ein großes Hallo. Die beiden großen Mädchen konnten mir ihre Freude über meinen Besuch zeigen. Nur Röslein stand abseits und schaute mich von unten scheu an. Ich nahm sie hoch und drückte sie herzlich. Wieder war ich angenommen.

Im Haus türmte sich die Bügelwäsche. Schnell entschlossen, schnappt ich einen Korb nach dem anderen, setzte mich in meinem ehemaligen Stübchen an die Bügelmaschine und strich alles glatt. „Gut, Erika, dass du da bist! Du hast uns soo gefehlt! Bleibe bei uns.“ Doch das Leben hatte es anders bestimmt.

Im Heim war von Eltern aus Pforzheim, Familie Scholl, ihr einziges, siebzehnjähriges Töchterchen zur „Erziehung“ untergebracht worden. Hausvater Haap sollte ihr den fürs Leben notwendigen Schliff beibringen. Renate Scholl schloss sich mir an und machte mich zu ihrer Verbündeten. Einmal nahm ich sie mit dem Motorrad und Beiwagen meines Bruders Gerhard, der mich gerade aus Stuttgart Feuerbach besuchte, mit nach Wittislingen.

Wir fuhren, ohne unseren Besuch angekündigt zu haben, los. Unterwegs überraschte uns ein starker Gewitterregen. In Wittislingen angekommen, fuhren wir von hinten in den Hof ein, um nicht gesehen zu werden. Doch unsere Mutter stand schon in der Tür und rief: „Da seid ihr ja endlich!“ Ja, sie sagte „endlich“, als habe sie uns schon erwartet. Noch erstaunter waren wir, als sie Gerhard aufforderte, seine grüne Lederjacke auszuziehen, denn es habe ihm in die Ärmel geregnet, die dadurch ganz nass und grün eingefärbt wären. Und wirklich, so war es! Es war wahrhaftig so!

Nach dem anstrengenden Praktikum begann das neue Wintersemester 1953/54. Es musste tüchtig „rangeklotzt“ werden. Es hieß, sich richtig für die Prüfungsthemen vorzubereiten. Ich wählte das Fach Geographie. Das Fach mit meinen wenigsten Kenntnissen, um Lücken auszubügeln und für den Schuldienst bestens gewappnet zu sein. Den Erdteil Australien und das Land Spanien suchte ich als meine Prüfungsthemen aus. Ich habe gepaukt und gelernt wie nie in meinem weiteren Leben. Es gab nichts, was ich nicht über Australien und Spanien wusste.

Dann hieß es: Das Thema für die schriftliche Arbeit musste ausgesucht und vorbereitet werden. Aus Verbundenheit zu meiner alten Heimat Hochwies wählte ich den Titel: „Hochwies, ein deutsches Dorf im Hauerland“. Ich fuhr nach Bürstadt, nahm Kontakt mit

unserem letzten Bürgermeister Herrn Kastenmacher und Herrn Pfarrer Madey auf.

Letzterer hatte ein Buch über Hochwies und Paulisch, unser Nachbardorf, geschrieben.

Bei diesen beiden Experten sammelte ich Unterlagen für meine Arbeit. Bei Verwandten und Bekannten erbettelte ich mir viele Fotos, ließ mir Gedichte, Sagen und Bräuche erzählen und sammelte sie in einer Mappe. Für die Arbeit, die mir meine

Studienkameradin, Brigitte Jehmlich, tippte, erhielt ich die Note „gut“. Leider ging diese Arbeit verloren, geblieben ist nur ein Abklatsch davon, den ich von einem Hochwieser erhielt, dem ich meine Arbeit zu lesen geborgt hatte.

In Neu-Isenburg bahnte sich zwischen Wolfgang Ermisch und mir eine gute Freundschaft an. Er war der Sohn von Familie Gänzle, Bekannte von Onkel Karl und Tante Gretel. Er schrieb mir nette Karten und liebe Briefe. Wir besuchten uns und gingen zusammen aus. Aber ehe es Liebe werden konnte, funkte Onkel Karl dazwischen: „Jetzt, wo Erika etwas wird, hängst du dich an sie!“ Das stimmt nicht! Wolfgang war nicht so. Es ging auseinander, zu unserem beidseitigen Bedauern. Geblieben ist mir ein schönes Foto.

Zwischen dem fünften und sechsten Semester war das Landschulpraktikum angesetzt. Ich kam mit Herrn Fichelscher, dem Bruder meiner Studienkameraden Marianne, einem sehr stillen und frommen Mann, in das Dorf Hetzerode in eine einklassige Schule. Das Dorf lag ganz weit von jeglicher Zivilisation entfernt. Es wurden die einsamsten sechs Wochen meines Lebens. Herr Freund, der Lehrer der Schule, half mit Rat und Tat, wo er nur konnte. Die Unterrichts- und Vorführstunden verliefen gut, auch Professor Thyn, der Mathematiklehrer, der zu einer Besuchsstunde ins Dorf kam, war zufrieden.

An einem Wochenende lief ich über einen hohen Berg durch den Wald zur Bahnstation und besuchte Ursula Schuelke, die in Almerode eine Lehrerstelle gefunden hatte. Endlich mal ein liebes, vertrautes Gesicht. Wieder aufgerichtet, kehrte ich zu meinen Wirtsleuten Mohr in Hetzerode zurück. Ergebnis des Landschulpraktikums: gut.

Im Frühsommer 1955 legte ich die erste Prüfung für das Lehramt an Volks- und Mittelschulen im Lande Hessen ab. Ich legte sie mit „gut“ ab. Die Sommerferien verbrachte ich in der neuen Eigentumswohnung bei Tante Hilde, Onkel Karl und Helmut. Tante Hilde hatte Zwillinge geboren, aber leider starben die kleinen Mädchen bald, nach acht und zehn Tagen.

Am Ende der Ferien erhielt ich die Mitteilung, das Schulamt in Fulda aufzusuchen. In Tann in der Rhön sollte ich meine erste Lehrerinnenstelle antreten. Ich sandte mein Gepäck sogleich nach Tann. Am Schulamt wurde mir mitgeteilt, ich solle als Lehrkraft für Handarbeit, Werk- und Sportlehrerin, da ich für diese Fächer die Fakultas besaß, die Grenze abklappern. Aber damit war ich nicht einverstanden. Ich wehrte mich standhaft. Man kann doch einem Menschen, der aus dem Osten kommt, Flucht und Ausweisung mitgemacht hat, so einen Posten nicht zuschanzen wollen!

So wurde mir die Lehrerstelle der einklassigen Schule in Dietershan zugewiesen. Ein Zimmer erhielt ich bei der lieben Familie Homann gleich neben der Schule. Meinen ersten Schultag begann ich mit einem bangen Gefühl. Doch meine Angst war unbegründet. Die Kinder empfingen mich freundlich. Sogar die großen und starken Jungen des achten Schuljahrs, die mir Furcht einflößten, benahmen sich gut. Es war

ganz neu für sie, nach ihrem alten, misslaunigem Lehrer, eine junge, zierliche Frau vor sich zu haben.

Die Unterrichtsstunden verliefen Klasse. Ich lernte sehr schnell, die Kinder in Gruppen zu unterrichten. Alle halfen mit. Nach einigen Tagen klopfte es zaghaft an die Klassentür. Ich öffnete. Draußen stand ein altes Mütterchen und sprach stotternd: „Sie sind ja da! Ich glaubte, es sei niemand anwesend. Das war so leise!“ Die alte Frau war die Mutter meines Studienkameraden Gerd Sander, sie wollte mich besuchen. Nach ein paar Tagen klopfte es erneut.

Draußen stand jetzt die Mutter meines Schülers Albert Hoffmann. „Was haben Sie mit meinem Sohn Bertl angestellt?“ Ich, ich, ich habe nichts gemacht!!!“ „Ja,“ sagte die Förstersfrau, „Mein Bertl steht jeden Morgen schon um vier auf und malt für Sie Bilder.“ Welch eine Zuneigung.

Die sechs Wochen vergingen so schnell. Mein Gastspiel an der Dietershaner Schule neigte sich dem Ende zu. „Bleiben Sie bei uns, bitte, bitte!“ bettelten die Kinder. „Ich kann doch nicht bei euch bleiben. Die Schule hat sieben Zimmer, einen großen Garten und sogar Wald gehört dazu. Die Stelle ist für einen verheirateten Lehrer mit Familie ausgeschrieben.“ „Wir suchen ihnen ein Mann!!!“ – Ob es ihnen nach meinem Abschied von Wolfgang geglückt wäre?!

Im Laufe des Jahres 1954 kauften meine Eltern in Lauingen, Schlossstraße 18, ein Häuschen. Sie waren es müde geworden, ständig unter so widrigen Wohnverhältnissen zu leben.

Es wurde Herbst 1955. Ich bekam eine Einladung zum Schulamt in Homberg an der Efze. Wo liegt dieses Homberg? Auf der Hessenkarte suchte ich nach diesem besonderen Ort. Ich entdeckte ihn in der weiteren Umgebung von Kassel. In Fulda löste ich eine Fahrkarte und begab mich in das nordhessische Städtchen. Große Enttäuschung. Das Schulamt lag weit von der Innenstadt entfernt, auf einem Berg. Zu Fuß lief ich hin und wurde mit großem Gelächter begrüßt. „Was lachen Sie nur so blödsinnig?“, fragte ich entsetzt. „Wenn wir sie kleine, zierliche Person sehen, müssen wir lachen. In Jesberg erwartet Sie ein siebtes-achtes Schuljahr, 49 kräftige, große Mädchen und Jungen. Die rauchen im Unterricht Zigarren.“

Ich wurde blass und fiel fast in Ohnmacht. Mein Gott! Was kam auf mich zu? Ich wanderte niedergeschlagen zum Bahnhof, löste eine Fahrkarte nach Jesberg und setzte mich in den Zug. In Wabern stieg ich nach Zimmersrode um und legte die letzten 6 km nach Jesberg zurück. Dort begab ich mich aufs Bürgermeisteramt und wurde von oben bis unten gemustert. „So, sie sind also die Nachfolgerin von Hauptlehrer Sauer?“ Ich bekam in der Densberger Straße ein Zimmer genannt – bei Familie Schildwächter, wo ich mich vorstellen sollte.

Schildwächters waren freundlich und zeigten mir im zweiten Stock den Raum mit einem schwarzen Bett, einem schwarzen Tisch und vier schwarzen Stühlen, die mein Zuhause werden sollten. In dem gusseisernen Etagenofen war kein Feuer. Es war kalt. Ich fror unsäglich. Ich nahm das letzte belegte Brot, das ich in Dietershan eingesteckt hatte aus

der Tasche, würgte es hinunter und legte mich unter die dicke Zudecke. Geschlafen habe ich in dieser ersten Nacht kaum.

Am nächsten Morgen begab ich mich zu Schule, die auch in der Densberger Straße lag und wurde von Frau Mayer-Wagner, Herrn Claus und Herrn Patzer empfangen. Frau Mayer-Wagner führte das erste und zweite Schuljahr, Herr Patzer das dritte und vierte Schuljahr und Herr Claus das fünfte und sechste Schuljahr. Mir übergab man das siebte und achte Schuljahr im ersten Stock.

78 Augenpaare musterten mich kritisch. Ich stellte mich vor und erzählte von meinem Werdegang. Alle hörten mir zu. Die Schüler stellten sich einzeln vor und wir sangen so manches Lied, welches sie bei meinem Vorgänger geübt hatten. Nach dem Ansehen und Besprechen der Schulbücher, die die Schüler besaßen, war der Unterricht zu Ende.

Es ging glimpflich aus. In den nächsten Tagen entwickelte sich zwischen den Schülern und mir ein fast freundschaftliches Verhältnis. Es war keine Rede von Zigarren rauchen und rüpelhaftem Benehmen. In den ersten Schultagen ließ ich die Kinder einen kleinen Aufsatz schreiben: „Wie soll meine neue Lehrerin sein?“

Es war erstaunlich, was die Schülerinnen und Schüler, inhaltlich fast alle gleich, zu Papier brachten. „Unsere neue Lehrerin soll streng und gut sein. Sie darf nicht dulden, dass wir unsere Aufgaben unordentlich erledigen. Wenn wir etwas Böses anstellen, muss sie uns bestrafen. Aber sie darf nie ungerecht sein. Vor allem darf sie kein Kind einem anderen vorziehen.“

Einem Mädchen, namens Gretel, steckte der Schalk im Nacken. Von den Fachlehrern, besonders von Herrn Pfarrer, kamen Beschwerden bei mir an. Auch mich versuchte sie zu „linken“. In einer Unterrichtsstunde stieg mir plötzlich ein strenger Geruch in die Nase. Ich marschierte zu Gretel, streckte meine rechte geöffnete Hand hin und herrschte sie an: „Nagellack her!“ Völlig überrascht reichte sie mir das Fläschchen.

Einmal, wir waren gerade beim Rechnen, klopfte es an die Tür. Ich öffnete und erblickte zu meinem Erstaunen Herrn Schulrat Handwerk davor. „Ja,“ sagte er, „ich stehe schon seit vielen Minuten hier vor der Tür und verfolge ihren Unterricht. Sie kommen aber gut mit den Kindern klar!“

Das halbe Jahr ging rasch vorbei, die Abschlussfeier wurde festgelegt. Für jedes Schuljahr der letzten acht Jahre wurde eine Kerze entzündet und ein Kind trug Begebenheiten aus dem Jahr dazu bei. Dann wurde nur eine halbe Kerze angesteckt, das halbe Jahr bei mir. Es wäre alles prima gelaufen, trugen sie vor, ich hätte nur drei große Fehler besessen: ich hätte zu gut gehört, zu gut gesehen und zu gut gerochen.

Ostern 1956 kam ein neuer Lehrer an die Schule, Herr Anton Günther. Er übernahm das neue siebte und achte Schuljahr und ich ließ mir das dritte und vierte Schuljahr mit 27 Jungen und 17 Mädchen übergeben. Herr Patzer, der frühere Lehrer dieser Klasse, wurde nach Kassel versetzt.

Mein Zimmer richtete ich mir wohnlicher ein. Ich schlug das Bettgestell ab, nahm die Kastenmatratze und baute daraus eine Couch. Als Lehne benutzte ich die zusammengerollte Federdecke. Der gusseiserne Ofen wurde entfernt und durch einen

grünen, schmalen, namens „Wotan“ ersetzt. Er heizte gut und erwärmte die Stube schnell.

Das nasse Abfallholz aus dem Sägewerk, welches ich als erstes Heizmaterial erhalten hatte, war vergessen. Auf dem Hof wurden 4 Meter Eichenknorrscheite angeliefert, die ich an einem einzigen Nachmittag spaltete und im Schuppen aufschichtete.

Nach dem Unterricht besuchten mich Mädchen und Jungen meiner Klasse. Sie brachten jeder eine Tasse mit, wir kochten Tee, aßen Plätzchen und plauderten. Noch heute ist das im Gedächtnis aller Beteiligten. Mittagessen nahm ich im Gasthof Kaiser ein, da ich mangels eines Herdes nicht kochen konnte.

Viel später boten mir die Förstersleute an, die auch bei Schildwächters eine Wohnung besaßen, gegen Bezahlung bei ihnen zu essen. Es klappte alles gut. Nur auf einmal begann der Förster großes Interesse an mir zu zeigen. Es kam große Eifersucht auf und alles ging in die Brüche. Erst als der Förster versetzt wurde und die Familie fort zog, gab es wieder Frieden. Sie waren weg und ich habe nie wieder von ihnen etwas gehört oder gesehen.

In der Schule begann sich ein tragisches Geschehen anzukündigen. Anneliese Schmidts, die Tochter des Schweitzers vom Bauernhof Kaiser, erkrankte. Sie hatte sich beim Schlittenfahren an einem Schulausflug das rechte Knie verletzt. Es wurde rot und dick. Es heilte nicht. Ein Arzt wurde aufgesucht, das Knie geröntgt und die erschreckende Nachricht: Krebs. Das Bein wurde abgenommen.

Nach der Heilung erschien das tapfere Mädchen täglich wieder zum Unterricht. Es quälte sich mit zwei Krücken mühsam die vielen Stufen in den ersten Stock in ihren Klassenraum. Alle nahmen Rücksicht auf sie. Doch nach Monaten bekam Anneliese große Atemnot beim Gehen. Alle vermuteten als Ursache die große Überanstrengung. Aber die ärztliche Untersuchung brachte etwas anderes zu Tage: Lungenkrebs. Einige Tage vor ihrem Tode besuchte ich sie und hörte, wie sie ihre traurige Mutter zu trösten versuchte: „Weine nicht Mutti, bald werde ich von Jesus abgeholt und mir wird es gut ergehen.“ Bei der Trauerfeier blieben wenige Augen trocken.

Ein neues Schuljahr begann und fremde Kinder bevölkerten den Klassenraum. Aber zu meinem größten Erstaunen saß noch ein „Ehemaliger“ in seiner Bank. „Sag mal, Norbert, was machst du denn hier? Du bist doch ins fünfte Schuljahr versetzt worden!“ „Ich will aber nicht in die andere Klasse! Ich will bei ihnen bleiben!“ Tage dauerte es, bis ich den Jungen los wurde.

Ab und zu, wenn ich unten über den Hof ging oder Holz im Schuppen holte, sah ich einen jungen Mann, der die Densberger Straße entlang ging. Er fiel mir auf. Er war groß und blond und sah gut aus. Ich fragte nach und erfuhr, dass er Gustav Trus heiße.

Es war der 11. Januar 1957. Aus meiner Schulleiterin Frau Mayer-Wagner war Frau Biener geworden, sie hatte geheiratet. Wir beide waren zu einer Tagung nach Borken eingeladen worden. Es war ein kalter Wintertag. Um uns tüchtig aufzuwärmen, tranken wir jeder einen oder zwei Grog. In Jesberg angekommen, meinte Frau Biener: „Heute ist

Gewerbeball in der Gastwirtschaft Umbach, wollen wir nicht hineinschauen?“ Wir traten ein und stellten uns an die Ecke.

Da kam der junge Mann vorbei, der mir schon vorher aufgefallen war und blickte mich herausfordernd an. Und ich, ich weiß nicht, was mich dazu trieb, schaute ihn auch an und sagte: „Na, Gustav?!“ Frau Bieners Blick traf mich und dann den Blick Gustavs und sie flüsterte mir zu: „Jetzt ist es passiert!“ So war es.

Gustav fasste mich um die Hüften, schwenkte mich hoch und führte mich zum Tanzen. Wie vergaßen alles um uns herum und tanzten die ganze Nacht. So begann unsere Liebe. So oft Gustav Zeit hatte, besuchte er mich bei Schildwächters.

Heinrich, der Sohn Schildwächters, plante seine Hochzeit und mir wurde gekündigt. Ich zog in ein Zimmer in der Bahnhofstraße, bei Familie Lehr, gegenüber Trusens.

Am 16. März, Gustavs Geburtstag, verlobten wir uns. Die Geburtstags- und Verlobungsfeier fand im Wohnzimmer von Trusens statt. Als Verlobungsgeschenk erhielten wir von Gustels Eltern eine schöne Standuhr mit einem herrlich klingenden Glockenschlag und von meinen Eltern eine Küchenmaschine.

In den Osterferien packten wir unseren Koffer und unsere Skier und fuhren mit dem Zug zum Skiurlaub ins kleine Walsertal. Dort hatten wir uns mit meiner Schwester Eva und ihrem Mann Max verabredet. In Oberstdorf saßen wir fest, da wir mit unpraktischem Gepäck, einem riesigen Koffer, angereist waren. Wie sollten wir auf die Hütte unterhalb des Hohen Ifen durch den tiefen Schnee gelangen? Zufällig fuhr ein Proviant Schlitten in das große Hotel am Hohen Ifen, um Ware dorthin zu bringen. Der nahm uns samt unserem Ungeheuer von Koffer mit.

Wir fanden in einer Sennhütte, die mit einem Matratzenlager ausgerüstet war, Unterkunft. Viele Sportlerinnen und Sportler aus Günzburg waren anwesend. Sie hatten die Hütte gepachtet.

Es wurden lustige, fröhliche Tage. Es war warm, die Sonne schien. Man konnte sich in kurzen Ärmeln draußen tummeln. Ich rutschte auf dem nahen „Idiotenhügel“ herum, während Gustav mit den jungen Männern große Touren unternahm. Einmal wanderten wir mit den Skiern durch den bauchhohen Schnee zum Hohen Ifen hinauf. Das war eine unsagbare Anstrengung. Ich beneidete alle, die an uns vorbeihuschten. Sie hatten „Steigfelle“ unter die Bretter geschnallt. Heimwärts ging alles flott, wir konnten unsere Skier laufen lassen.

In einer Nacht schneite es ununterbrochen. Am nächsten Morgen, als wir zur Tür hinaus wollten, konnten wir sie nicht öffnen. Was war geschehen? Witzbolde aus der Nachbarhütte hatten die Tür bis oben hin mit Schnee zugeschaufelt, Wasser darüber gegossen und alles zufrieren lassen. Unser Hüttenwirt schimpfte erbärmlich. Musste er doch zum Fenster hinausklettern und alles mit einem Pickel frei hacken.

Bei einem Ausflug in die Mehlstäube überraschte uns ein Schneesturm. Der Schneefall wurde dichter. Es wurde bald dunkel, wir mussten zu unserer Hütte hinunter. Wir brachen auf, ich beugte mich weit vor, um durch das Schneegestöber besser sehen zu können, stürzte und verletzte mich am rechten Knie. Daheim wurde mir ein Streckverband angelegt und ich konnte wochenlang nur hinken.

Nach den Osterferien ging der Schulbetrieb weiter. Ich wohnte bei Lehrs, wurde bei Trusens in die Familie eingegliedert, packte bei allen Renovierungsarbeiten im Haus tüchtig mit an und half meiner zukünftigen Schwiegermutter den großen Garten zu bewirtschaften. Das Arbeiten fiel mir nicht schwer, da ich es von Kindheit an gewöhnt war. Meine Schwiegermutter akzeptierte mich langsam, nachdem sie zu Beginn sehr eifersüchtig war. Ihren Gustav wollte sie doch nicht hergeben!

An einem Vormittag, während des Unterrichts, klopfte es an der Klassentür. Ich öffnete und staunte: Ein Mönch in einer Kutte stand vor mir. Er fing an wie ein Wasserfall mit Worten über mich herzufallen. Was ich mir dabei dachte, mich mit einem Protestanten zu verloben! Ich sei doch katholisch! Ich dürfe keine Mischehe eingehen! Und, und, und... Er redete so auf mich ein, dass ich zu weinen begann.

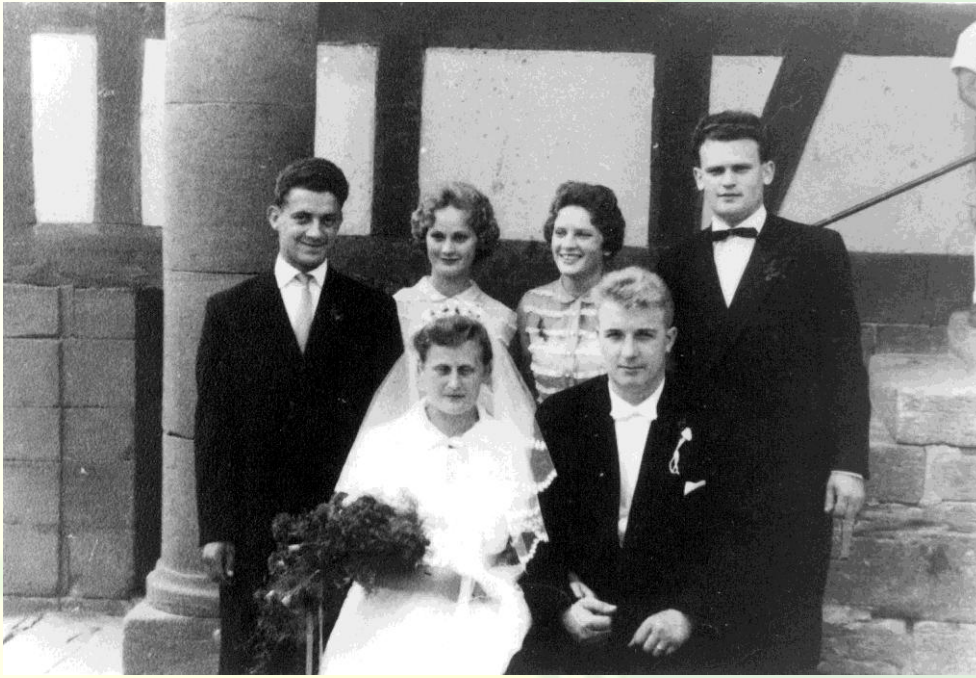
Heulend suchte ich bei meiner Schwiegermutter Trost. Als Gustel am Nachmittag von der Arbeit kam, er arbeitete als Polsterer bei der Firma Oehm in Jesberg, überfiel ich ihn mit der nicht glücklichen Mönchsbegegnung. Er beschwichtigte mich. Ich, wieder stark geworden, wurde zornig.

Was geht es diesen fremden Menschen an, was ich tue oder lasse?! Unbändige Wut stieg in mir hoch, denn mir fiel die Begegnung mit meinem Religionslehrer und Pfarrer Herrn Dr. Niedermeyer in der Lauinger Lehrerbildungsanstalt ein, der mich vor allen Studenten der Schule angefaucht hatte: „Finden Sie keine andere Freundin als eine Protestantin?“ Dieser Mensch wagte es, über meine beste Freundin Christel zu schimpfen. Ich schleuderte ihm entgegen: „Das ist meine Sache, wen ich zur Freundin wähle. Mir kommt es nicht auf die Religion eines Menschen, sondern auf den Charakter einer Person an!“ Von da an zähle ich nicht mehr zu den guten Schafen ...

Zornig kramte ich in meiner Zeugnismappe, nahm die „Missio-Canonica“ (Zeugnis über die katholische Religionsprüfung) heraus, zerriss sie in tausend Stücke und warf sie in den Mülleimer. Noch im gleichen Moment trat ich aus der katholischen Kirche aus und in die evangelische ein. Kurz darauf ließ ich mich konfirmieren.

Im Vorsommer versuchten wir uns auf unsere Hochzeit vorzubereiten. Gustel ließ sich nicht davon abbringen, an einem Fußballspiel zwischen zwei Polsterfirmen teilzunehmen. Er verletzte sich dabei am rechten Knöchel. Er solle viel laufen, meinte der Arzt, das würde helfen. Ich unternahm eine Klassenfahrt mit meinen Schulkindern auf den Hohen Meißner. Gustel fuhr mit. Wie er sich auf dieser Wanderung zum Frau-Holle-Teich quälte, ist unbeschreiblich. Besserung? Keine Spur davon.

Acht Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstag, alles war gerichtet und geplant, bekam der Bräutigam Liegegips an sein Bein verpasst. Am 16. Juli 1959 humpelten wir zum Standesamt und am 17. Juli 1959 zur Trauung in die evangelische Kirche in Jesberg. Die Feier fand in den frisch renovierten Räumen des Hauses Trus statt. Der Hochzeitstanz fiel leider aus.



Unsere Hochzeit: hinter uns stehen mein Schwager Max Stricker, meine Schwestern Eva und Helga sowie mein Bruder Gerhard

Am nächsten Tag kehrte Onkel Karl mit Tante Hilde die „glückbringenden Scherben“ weg und zerschnitt sich dabei seine neuen Schuhe. Helga, meine Schwester, stürzte die Treppe hinunter und tat sich sehr weh. Alle wirkten völlig unausgeschlafen, da mit den Schlafgelegenheiten etwas schief gelaufen war.

Hinter der Eingangstür im Flur wartete eine große Überraschung auf uns: Alle Geschenke waren von den eingeladenen Kindern sauberlich ausgepackt und aufgeschichtet worden, die Geschenkpapiere fein gefaltet hingelegt und alle Gratulationskarten getrennt sortiert und gestapelt. Alle Blumengeschenke standen reihenweise im Flur, alle von den Karten befreit. Oh weh! Oh weh! Wie sollten wir uns bei all den Menschen, die uns beschenkten, bedanken?! Uns blieb nur eine „allgemeine Danksagung“ im Kellerwaldboten übrig.

Zwei Bekannte aus der Nachbarschaft, Herr Vöhl und Herr Stengler, schlichen heimlich in den Flur, entnahmen einen riesigen Blumengeschenkkorb und erschienen strahlend mit feierlichem Gesicht im Wohnzimmer im ersten Stock und gratulierten. Erst viel später gestanden sie ihren Schabernack.

In der Schule mussten die Kinder umlernen, aus Fräulein Rezabeck war Frau Trus geworden.

Das kommende Jahr war von viel Arbeit geprägt. Dem Haus, von außen ziemlich vernachlässigt, sollte zu neuem Glanz verholfen werden. Die alten Schindeln, die über hundert Jahre an den Wänden hingen, wurden abgerissen und durch neue, in Densberg angefertigte, ersetzt.

Auf dem eingerüsteten Haus wurde tagelang geklopft und gehämmert. Der alte Abfall wurde im neu angeschafften Heizungssofen verbrannt. Durch den hohen Brennwert entstand im Ofen ein Schaden. Einige Rippen platzten und Wasser lief aus. Nach Fertigstellung des Schindelns wurde gepinselt und gespritzt. Dabei besprühten wir bei starkem Wind auch das rote Auto unseres Nachbarn, dem Bäcker Brostmeyer. Die Reinigung wurde teuer.

An einem Schultag zu dieser Zeit kam ein Junge nach Hause und schrie: „Mutti, Mutti, was die Frau Trus gemacht hat!“ „Ja, um Himmels Willen, was hat sie denn gemacht?“ wollte die alarmierte Frau wissen. „Sie steht im zweiten Stock auf dem Gerüst und streicht das Haus!“

In Frankfurt ließ sich Karl, der Bruder Gustels, von seiner Frau Marianne scheiden. Kurzerhand brachten sie ihre Tochter Inge zu uns Trusens nach Jesberg. Eigentlich hätten sie das Kind auch zu seiner anderen Oma, der Mutter von Marianne, bringen können. Aber nein, sie kam zu uns.

Es war eine große Umstellung, plötzlich neben der vielen Arbeit ein zehnjähriges Mädchen um sich zu haben. Inge war recht eigenwillig. Sie besuchte die vierte Klasse der hiesigen Volksschule und musste auch bei den Hausaufgaben betreut werden.

Für mich wurde es langsam Zeit, die zweite Staatsprüfung vorzubereiten. Ein schweres Unterfangen. Die vielen Junglehrertagungen, das Schreiben der vorgeschriebenen Arbeiten, das Lernen, die anfallenden Haus- und Gartenarbeiten und das lebhaftes Kind beanspruchten mich enorm. Ich warf das Handtuch und verlangte von Karl und Marianne, das Kind bei jemand anderem unterzubringen. Es geschah auch.

Ich kniete mich in meine Bücher, lernte und büffelte. Da wurde ich schwanger. Mir ging es miserabel schlecht. Schon vor Unterrichtsbeginn musste ich mich übergeben, schlich danach schlapp und müde in die Schule.

Nahmen die Kinder zur Frühstückspause ihre Brote aus der Tasche und ich roch das, strömten mir Mengen von Schaum aus dem Mund und ich musste den Raum verlassen. Nach einiger Zeit trat Besserung ein. Ich begann mich zu runden.

Der Prüfungstermin fiel auf einen trüben, kühlen Herbsttag. Wir setzten uns im Klassenzimmer in die Nähe des Ofens, da wir in der alten Schule kein Lehrerzimmer besaßen – und die Prüfungsgespräche begannen. Ich muss ziemlich konfuse Zeug von

mir gegeben haben, denn mein Prüfer bekam manchen gequälten Gesichtsausdruck.
Doch ich bestand das Examen und war endlich eine voll ausgebildete Lehrerin.

Alle Qualen fielen von mir ab und ich konnte mich endlich auf mein kommendes Kindchen freuen. Wir kauften eine schöne Baby-Ausstattung, staffierten einen Stubenwagen fein aus und packten das Kofferchen.

Am 19. Mai 1961 setzte mich Gustav in ein Auto und brachte mich in das Krankenhaus nach Treysa, ins Krankenhaus Hephata, wo die Geburt eingeleitet werden sollte. Der Geburtstermin war schon 10 Tage verstrichen. Die Hebamme, die an diesem Tage ihren 21. Geburtstag feierte, verabreichte mir einen riesigen Humpen Rizinus mit ein paar Tropfen Kaffee darin und stellte mir Wärmelampen über den Bauch.

Das Abführmittel verursachte einen solchen Durchfall, dass ich mehr auf der Toilette saß, als ein Kind zu bekommen. Dazwischen plagten mich die ständigen Wehen. Die Ärzte und Schwestern feierten im oberen Stock Geburtstag, mich ließen sie jammernd allein im Kreißsaal zurück. Es war unverantwortlich. Wie leicht hätte dies zu einer Sturzgeburt auf der Toilette führen können.

Nach großen Qualen wurde ich erlöst. Ich bekam eine Spritze und wachte am nächsten Morgen völlig erholt im Krankenzimmer auf. Mein Gustel besuchte mich gleich am Morgen nach der Geburt im Krankenhaus. Er schaute mich groß an. Alle anderen Besucher taten das gleiche. Was war denn los? Ich fühlte mich so gut! Man reichte mir einen Spiegel, ich schaute hinein und erschrak. Ich sah aus, wie eine Negerin. Jedes kleinste Äderchen meines Gesichtes war durch das angestrengte Pressen geplatzt.

Mein Bübchen, siebeneinhalb Pfund schwer, lag friedlich neben einem kleinen Mädchen, welches in der gleichen Nacht geboren worden war, in seinem Bettchen. Das erste Stillen klappte gut.

Nach ein paar Tagen wurden wir vom jungen, stolzen Papa mit dem Auto abgeholt. Unterwegs überfuhren wir einen Feldhasen, der uns unter das Auto gehoppelt war. Zu Hause wurden wir mit Spannung erwartet. Oma Anna erwartete uns im Flur, nahm uns das Bündelchen ab und legte es in den wunderschönen Stubenwagen.

Die letzten Wochen des Mutterschaftsurlaubes verbrachte ich in inniger Zuneigung zu meinem Kind. Frau Biener, meine Schulleiterin, kam mit allen Schülern meiner Klasse ins Haus, um das kleine Baby zu sehen. Ich wendete große Mühe auf, die Mädchen und Jungen davon abzuhalten, das Bübchen im Gesicht oder an den Händen anzufassen.

Um lange stillen zu können, riet man mir, viel dunkles Bier zu trinken. Ich hielt mich daran. Aber was ich damit erreichte, war nicht „langes Stillen“, sondern ich nahm an Gewicht zu. Leider blieb etwas davon für mein weiteres Leben zurück.

Nach dem Abstillen musste ich wieder zur Schule. Das Fläschchen, welches ich morgens vorbereitete, gab Oma Anna dem Kleinen. Sie versorgte ihn liebevoll und fürsorglich. Ich nähte aus meinem Schleier mit der Hand ein Taufkleidchen und ein dazugehöriges Mützchen. Onkel Karl trug den Täufling am 25. Juni 1961 in die Kirche, wo er von Herrn Pfarrer Lundbeck auf den Namen Gunnar getauft wurde.

In der Schule erzählte Frau Biener von einer sehr kranken Mutter mit fünf Kindern, die unsere Schule besuchten. Wir beschlossen, Hilfe zu leisten.

Jeder von uns verheirateten Lehrkräften nahm eines der Kinder zum Mittagessen auf. Zu uns kam der Älteste, Gerhard. Am Nachmittag besucht ich die mit Lungenentzündung im Bett liegende Mutter. Sie war schwach und elend, hatte tagelang nichts essen können. Ich redete ihr gut zu und fragte sie nach einem Essenswunsch. Auf „gebratene Leber“ habe sie Appetit, verriet sie mir.

Gleich danach begab ich mich zum Metzger, kaufte Leber, briet sie und servierte sie Frau Mühling. Sie aß mit großem Genuss und wurde gesund. Der Beginn einer fast vierzigjährigen Verbundenheit.

Das Leben war anstrengend geworden. Unterricht, das kleine Kind, die viele Haus- und Gartenarbeit, das Versorgen von Katze, Hund und Hühnern. Da bot sich Frau Mühling zur Hilfe an. Ihre älteste Tochter beaufsichtigte die kleineren Geschwister und sie kam jeden Freitag zum Putzen.

Klein Gunnars erster Geburtstag war gekommen. Er krabbelte überall herum, wollte nicht mehr in sein Ställchen (Laufgitter). Plötzlich zerrte er die schwarze Katze hoch und marschierte mit ihr unter unterm Arm im Wohnzimmer herum. Das Laufen war gelernt.

Von nun an war nichts mehr vor ihm sicher. Er holte Schüsseln und Töpfe aus dem Küchenschrank, ergriff das Zwiebeleimerchen, schüttete den Inhalt auf den Boden und streute eine ganze Dose Ata darüber. „Schön!“ meinte er.

Großmutter Anna erkrankte. Sie kam zu einer Magenkrebsoperation nach Marburg ins Krankenhaus. Gustav und ich wollten sie besuchen. Wohin mit dem Kleinen? Großvater

Heinrich erklärte sich bereit, die Aufsicht für den Zeitraum des Krankenbesuchs zu übernehmen. Ich willigte ein, wenn auch mit einem unguten Gefühl im Magen.

Als wir am Abend heimkehrten, sah ich gleich die Bescherung. Gunnars Kleidungsstücke hingen zum Trocknen über der Heizung. Beim Spaziergang war der kleine flinke Kerl dem Opa entwischt und an einer ziemlich tiefen Stelle in den Bach, die Gilsa, gefallen.

Als Gunnar zwei Jahre alt war, äußerte Oma den Wunsch, noch einmal ihren Geburtsort Berka in Thüringen zu besuchen. Sie freute sich auch auf ein Wiedersehen mit ihrer Schwester Karoline und ihrem Bruder Gustav in Berteroda. Wir stellten den Besuchsantrag und fuhren mit dem Zug in die DDR.

Es waren schöne Urlaubstage. Unter anderem besichtigten wir die Wartburg. Gunnar und Harald, der Sohn von Gustavs Cousine Helga, ritten stolz auf einem Esel zur Burg hoch. Leider konnte ich mich nicht an der gesamten Führung durch die Räume beteiligen, da Gunnar fürchterlichen Durchfall bekam und schrecklich weinte. Ich musste mit ihm auf den Hof der Wartburg.

Von dem Zeitpunkt an, fuhren wir sehr oft, auf dem „kleinen Grenzverkehr“ (für einen Tag) nach Thüringen. Bei einem dieser Tage lotste mich Gustav zur Mittagsruhe ins Gästezimmer und unserem zweiten Sohn Sven wurde zum Beginn des Lebens verholfen. Der Anfang der Schwangerschaft war, wie bei Gunnar, miserabel. Doch alles spielte sich ein. Vor allem, es geschah etwas „Aufregendes“.

Der Bau der neuen, großen Mittelpunktschule begann. Am 3. Juni 1964 kam Sven in Treysa im Krankenhaus zur Welt. Er verspätete sich auch 10 Tage. Die Geburt musste

eingeleitet werden ,aber alles verlief undramatischer. Gustav besuchte mich, brachte auch Gunnar mit. Der durfte aber nicht ins Zimmer, sondern musste vor der Eingangstür stehen bleiben.

Er tat mir so leid, wie er so mit unter das Kinn gestützten Fäustchen eingeschüchtert da stand. Er hatte sich doch sooo auf sein Geschwisterchen gefreut. Ständig hatte er mich gefragt: „Wann kommt es denn?“ Ich tröstete ihn und meinte: „Wenn die Meisen „zizipä“ rufen, ist es soweit.“ Er hörte die erste Meise, fasste mich an der Hand und rief freudig: „Komm Mutti, wir müssen das Baby holen.“ Und nun wurde er ausgesperrt und musste draußen bleiben.

Am 12. Juni wurde Sven von Pfarrer Lundbeck getauft. Alle Besucher, die das Kind sahen, blickten erstaunt auf: „Das wird einmal ein großer Mensch, bei dem großen Näschen, den großen Händchen und den großen Füßchen!“ Später erfüllten sich diese Prophezeiungen.

Am 4. Oktober 1964 wurde mit großen Feierlichkeiten die neue „Kellerwald-Mittelpunktschule“ auf dem Schulberg eingeweiht. Es gab neun Klassenräume, einen Physik-, einen Chemie-, einen Werkraum für Papier, einen für Holz und eine wunderschöne Lehrküche mit Nebenraum.

In der Aula wurde auf der integrierten Bühne Theater aufgeführt. Viele hohe Damen und Herren waren zur Einweihung anwesend. Eine lustige Geschichte fällt mir zu diesem Festtag ein. Frau Biener führte ein Schar von Besuchern durch die Räume und erklärte alles. Anwesend waren auch einige Kinder. Wir betraten den Physikraum und entdeckten ein Plastik-Skelett. Es stand in der Ecke. Ein Junge konnte keinen Blick von der Gestalt wenden. Er zupfte Frau Biener am Ärmel. Sie bemerkte es nicht. Er riss

kräftiger daran und fragte laut: „Du, Frau Biener, der da in der Ecke, war der auch schon Rektor in der Schule?“ Schallendes Gelächter brach aus.

Meine neue Klasse, die ich zu betreuen hatte, war ein viertes Schuljahr. Die Klassenstärke war riesengroß, da alle Viertklässler aus allen eingemeindeten Dörfern zusammen gefasst wurden. Es dauerte eine geraume Zeit, bis aus diesen fremden Kindern eine Klassengemeinschaft wurde. Spaß fanden alle am Sportunterricht. Im Neubau stand ab jetzt eine große Turnhalle zur Verfügung.

Zu Hause verlief alles ruhig. Oma versorgte den kleinen Sven und kochte für alle. An den Nachmittagen ging ein Mädchen namens Rita mit Gunnar spazieren oder spielte mit ihm. Später übernahm ein anderes Mädchen mit Namen Karin den kleinen Burschen. Als Gunnar drei Jahre alt war, meldete ich ihn bei der Kindergärtnerin mit den Worten an: „Gunnar ist ein kleiner Racker!“ Einige Tage später traf ich „Irmi“, die Betreuerin. Sie meinte: „Gunnar ist ein liebes und verträgliches Kind. Man hört ihn nicht. Er spielt mit allen Kindern.“

Nach drei Jahren meldete ich Sven bei Irmi mit folgendem Wortlaut an: „Sven ist ein braves Kind, man hört ihn kaum. Er beschäftigt sich nur mit Büchern.“ Kaum erblickte mich Irmi ein paar Tage später, rief sie mir zu: „Was?! Sven ist ein braves Kind? Sven ist ein kleiner Teufel. Er zankt sich mit allen Kindern und kann nicht mit ihnen spielen!“
Falsche Einschätzung einer Mutter.

Beide Kinder schliefen bei uns im Schlafzimmer. Der Große hatte sein Kinderbett vor unserem Ehebett, der Kleine in der Türnische. Oft, wenn Gunnar uns im Wohnzimmer, welches neben dem Schlafzimmer liegt, hörte, kam er aus dem Bett gekrabbelt und jammerte: „Ich kann nicht schlafen!“ Bald musste Abhilfe geschaffen werden.

Gustav, der inzwischen in der Polsterei von Herrn Kellermann schaffte, denn die von Oehms war pleite gegangen, brachte einen jungen türkischen Gastarbeiter namens Ali Üfler mit zu uns, der neben der Fabrik wohnte und sich einsam fühlte. Ali und Gustav bauten im zweiten Stock zwei Zimmer mit Vorraum aus. Zu Hilfe kam später noch Horst aus der Fabrik hinzu, der sich als geschiedener Mann auch verlassen fühlte. Die drei schafften und werkten, richteten zwei wunderschöne Zimmer ein und die Buben konnten nach oben ziehen.

Gunnar sollte eine Zahnsperre erhalten. Wir fuhren zum Kieferorthopäden nach Kassel. Kaum hatten wir die Praxis betreten, schaute sich der Junge sehr interessiert die weißen Gipsmodelle in den Glasvitrinen an und fragte verwundert: „Sind das alles Totengebisse?“

Sven fing an, sich ständig mit dem Zeigefinger unter der Nase zu reiben. „Was hast du denn?“ „Es juckt immer!“ Beim Besuch des Kieferorthopäden in Kassel wurde untersucht und geröntgt. Er stellte ein querliegendes Zähnchen über der oberen Zahnreihe fest, das bereits auf einen Nerv drückte. Es musste operiert werden. Er kam nach Kassel ins Marienkrankenhaus zu fünf erwachsenen Männern ins Zimmer.

Eine schwere Operation folgte. Einige Tage danach kam Margot, die Bäckersfrau, atemlos angerannt und rief: „Schnell, schnell, komm, Sven hat angerufen!“ Ich konnte das nicht glauben. „Das kann doch nicht sein, er hat doch nicht eure Nummer!“ Als ich in der Bäckerei ankam, war das Gespräch weg. Ich wollte gehen, aber Margot hielt mich auf: „Warte, der ruft gleich noch einmal an.“ Und so war es. Es klingelte und eine verweinte, kummervolle Stimme flüsterte: „Mutti, ich wollte dir nur sagen, dass ich kein Heimweh habe.“

Am Sonntag borgten wir uns ein Auto und fuhren ihn besuchen. Unterwegs fiel uns ein, dass wir seine Kinderbibel, die er sich zum Anschauen bestellt hatte, vergessen hatten. Seine erste Frage lautete: „Habt ihr mir die Bibel mitgebracht?“ Schuldbewusst schüttelten wir den Kopf. „Na ja, es ist ja gut, das ihr sie vergessen habt. Hier sind lauter so fromme Klosterschwestern. Sähen die, dass ich mir die Bibel anschau, behielten sie mich noch länger hier.“



Glückliche Momente in Jesberg

Die Zeit verging und Gunnar kam zur Schule. Es war ein sonderbares Gefühl, seinen eigenen Sohn, fein in einen Sonntagsanzug gesteckt, mit einer großen Schultüte

bewaffnet zur Schule zu bringen. Es gefiel mir zwar nicht, dass gerade ich dieses erste Schuljahr übernehmen musste.

Ich hätte es gerne gesehen, wäre er zu einem anderen Klassenlehrer gekommen.

Gunnar gefiel es auch nicht, ausgerechnet von seiner Mutti unterrichtet zu werden. Doch alles ging leidlich. Nur bei den Hausaufgaben ging es streng zu. Nie konnte er sich herausreden: „Nein, das und das habe ich nicht auf!“ Mutter hatte ja selbst die Hausaufgaben erteilt.

Zu Hause entstanden die ersten kleinen Spannungen zwischen meiner Schwiegermutter und mir. Wir wohnten in Zimmer und Küche zu dicht beisammen. Ich fühlte mich eingeeengt und unter ständiger Beobachtung. Oma hatte ihr eigenes Zimmer, war aber meist bei uns in der Wohnung, da sie sich mit ihrem Mann, der allein in der unteren Wohnung lebte, zerstritten hatte. Gustel litt ebenfalls unter der Enge, vor allem, da er zu seinem Vater kein gutes Verhältnis hatte.

Eines Nachts schreckte ich hoch. Ein riesiger Knall schallte durchs Schlafzimmer: Gustel träumte. Mit seiner mächtigen Faust donnerte er neben mir auf das Bettgestell. Mein Glück, dass er nicht mein Gesicht getroffen hatte, sonst wäre mein Leben vielleicht beendet gewesen.

An einem Freitagnachmittag saßen wir, Frau Mühling, meine Schwiegermutter und ich in der Küche und tranken Kaffee. Da hörte ich ein grässliches Knirschen und sah Gustel stürzen. Ich sprang auf und schrie: „Jetzt ist Gustel verunglückt!“ Die beiden Frauen sahen mich entgeistert an. „Was ist mit der los? Fängt sie an zu fantasieren?“ Aber leider war es Tatsache.

Gustav wollte nach der Arbeit mit dem Moped zu seinem Bruder Hans ins Nachbardorf Hundshausen fahren, kam am Dorfausgang in eine Eisrinne und schlug mit dem Kopf auf die Straße. Bewusstlos blieb er liegen. Dr. Knura und einige Bewohner der Ecke hoben ihn hoch und legten ihn in die Garage des Doktors.

Ein schnell herbeigerufener Krankenwagen brachte ihn nach Fritzlar ins Krankenhaus. Diagnose: Doppelter Schädelbasisbruch. Nach geraumer Zeit wurde ich verständigt und fuhr mit Karl, dem Bäcker von nebenan nach Fritzlar ins Krankenhaus. Mir schossen die Tränen in die Augen und Karl musste schlucken, so entstellt sah mein Mann aus. Sein Kopf war völlig deformiert. Erst nach Wochen wurde er entlassen. Er war wieder gesund, aber irgendwie verändert.

Von der Volkshochschule wurde eine Studienreise zu den weißen Nächten nach Leningrad angeboten. Wir freuten uns, mal fort zu kommen und sagten zu. Wir fuhren mit dem Bus, mit einigen anderen Jesbergen, nach Ostberlin und von dort mit einer Propellermaschine nach Leningrad. Von einer Jesberger Familie, die aus Sibirien stammte, wurden wir gebeten, Sachen mitzunehmen und sie in Russland aufzugeben, um den teuren Zoll nach Sibirien zu sparen. Sie gaben uns helles Packpapier und einen Zettel mit der kyrillischen Adresse. Wir hatten ja keine Ahnung, was uns blühen würde.

Im Intershop kaufte ich noch ein Pfund Kaffee und eine Tafel Schokolade und fragte die sehr nette Reiseleiterin Svetlana, ob sie mit uns zur Post gehen könne. „Nein“, sagte sie ängstlich, „das darf ich nicht!“ So packten wir die Kleidungsstücke und die Leckereien in das helle Papier, klebten die Anschrift darauf, klemmten alles unter den Arm und zogen los. Kaum waren wir auf der Hauptstraße, sprang ein junges Mädchen auf mich los, drückte und küsste mich. Ich schlotterte vor Schreck. „Kennen Sie mich?“ „Nein!“ Da kam ein jüngerer Mann mit Baskenmütze auf uns zu und fragte: „Chabben Sie etwas zu

vergaufen?“ „Nein, wir wollten mit dem Paket auf die Post!“ So zogen wir zu dritt, der „Lockvogel“, war verschwunden, zur Post.

Wir betraten die Poststelle und die Angestellte wehrte ab und kreischte: „Njet, njet!“ Wir wanderten zur nächsten „Poschtsa“. Wieder das gleiche Getue. Ich fragte: Was bedeutet das?“ „Wir müssen zur Hauptposchtsa!“ „Wo ist denn die?“ Der Baskenmützenmann hob den rechten Arm und malte mit dem Zeigefinger einen großen Bogen. „Da!“

Wir stiegen in die Straßenbahn und ratterten zur Hauptposchtsa. Kaum hatten wir einen schmalen Gang durchquert, befanden wir uns in einer riesigen Halle wie im Bahnhof. Mitten darin standen einige Tische mit dicken Tischplatten. Hinter einem dieser Tische stand eine mächtige Angestellte in einer roten Jacke, auf der ein glänzender Sowjetstern prangte. Es wurde diskutiert. Ich fragte nach, was es gäbe. Wir sollten ein „Waldpaket“ besorgen, wurde uns erklärt. Ein Waldpaket, was sollte das sein? Wir waren ratlos und rätselten und rätselten. Da kam mir die leuchtende Idee. Sie meinte eine „Holzkiste“. Draußen vor der Post wurden solche Klappkisten angeboten. Gustel und der Fremde besorgten eine und wir traten wieder vor den Tisch.

„Was im Paket?“ fragte die Dicke. „Kinderkleider und Wäsche!“ Chinderchleider in Ruusland chimmer chutt! Mit einer Handbewegung zeigte sie uns, das gepackte Päckchen in die Kiste zu legen. Am ersten Tische wurde es zugenagelt, am zweiten Tische Kerben in die Ränder eingesägt, am dritten Tisch ein Seil durch die Ritze gezogen. Dann musste die Anschrift in kyrillischer Schrift aufgetragen werden. Ich feuchtete das Deckbrett mit einem Schwämmchen an, der Russe trug mit einem Tintenstift die Anschrift auf. Das Wasser lief, der lila Stift tropfte. Dann musste noch ein Frachtbrief ausgefüllt werden und wir konnten endlich zum letzten Schalter. Ein Klacks Lack wurde auf das Paket geklatscht und ein Siegel darauf gedrückt. Bezahlen mussten wir fünf Rubel.

„Nie im Leben kommt das Paket in Sibirien an“, meinte ich zu Gustel. Aber nach zehn Tagen hatte es sein Ziel erreicht.

Auf dem Heimweg führte uns der Russe in eine Eisdiele. Gustel, der damals noch Zigarren rauchte, zog eine aus der Tasche und wollte sie anzünden. Da wehrte der Gastgeber energisch ab: „Njet, njet! In Russland verboten in Kaffee zu rauchen und zu küssen!“

Unser Begleiter nahm uns mit zu sich nach Hause. Er hoffte, ein gutes Geschäft mit uns abschließen zu können. Er besaß nur ein kleines Zimmer in der Wohnung einer Familie. Nach Betreten des Raumes drehte er das Radio sehr laut an. „Andere nicht hören sollen, was wir sprechen!“ Dann holte er zu unserer Überraschung eine wunderschöne alte Ikone aus einem Versteck und bot sie uns zum Kauf an. Ich war hell begeistert. Aber Gustel schreckte zurück. „Um Himmels Willen! Nur keine solche Kostbarkeit kaufen! Die bringen wir nie über die Grenze! Die schnappen uns und sperren uns ins Gefängnis!“

Der Russe, über Gustels Ablehnung maßlos enttäuscht, schickte uns ohne seine Begleitung zur U-Bahn und ließ uns ohne jegliche Russisch-Kenntnisse ins Hotel fahren. Durch Gestikulieren und Vorzeigen einiger Ansichtskarten vom „Hotel Moskovskaja“ kamen wir auch unversehrt an.

Beim Umzug zum 1. Mai schenkte ich einem jungen Mann mit einer bestickten Mütze einen einfachen Kugelschreiber. Tauchte in den nächsten Tagen irgendwo in der Stadt diese Mütze auf, schnellte auch gleich eine Hand hoch und winkte freudig. Wieder bei einem Treffen lud er uns zum Essen ein. Wir trafen uns im Restaurant unseres Hotels. Wir bestellten, ohne die Speisekarte lesen zu können, nur mit Fingerzeig, die Speisen.

Plötzlich stand ein Mann, der in der Ecke gesessen hatte, vor mir und herrschte mich wütend an, ich solle gefälligst russisch reden. „Ich kann nicht russisch“ erwiderte ich kleinlaut. „Gewiss können Sie russisch!“ Ehe es zu einem großen Streit ausartete, verließen wir den Raum.

Auch trotz solcher irritierenden Momente denke ich heute noch sehr gerne an die wunderschöne Stadt St. Petersburg mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten und der Eremitage zurück.

Nach der Russlandreise erkrankte Gustav. Beim Beladen eines LKW verrenkte er sich den Rücken und bekam eine Kortisonspritze nach der anderen. Es wurde so schlimm, dass er kaum noch laufen konnte. Diagnose: Knochenerweichung des Hüftgelenks durch das Kortison.

Die erste Operation erfolgte. Gustav, der immer rüstig und arbeitsam war, fühlte sich nicht mehr als vollwertiger Mann. Er fing an, zur Flasche zu greifen. Oft roch er nach Alkohol. Gunnar, der inzwischen aufs Gymnasium nach Oberurff ging, verstand das alles nicht. Er machte mir Vorwürfe. Ich solle dem Vater das Trinken verbieten. Doch wie sollte ich das anstellen? Gustav hielt mir wiederum vor: „Du hältst nur zu dem Jungen, mich lässt du ganz und gar links liegen!“ Die liebe Schwiegermutter – immer noch bei uns – schimpfte, wenn Gustav sie angetrunken anpöbelte, bei mir über ihn. War er nüchtern, hetzte sie ihn gegen mich auf.



Das Trus-Quartett um 1977/78

Bei einem sonntäglichen Spaziergang entdeckten wir in der „Hohle“, einem Hohlweg in der Nähe der Schule, ein verlassenes Gartengrundstück. Bei Nachfrage erfuhren wir, dass es der Kirche gehörte. Wir kauften es, kultivierten den „Urwald“ und stellten ein Gartenhäuschen hinein. Endlich hatten wir ein Plätzchen für uns allein, wenn auch mit viel Arbeit verbunden. Die Kinder sollten helfen, konnten es aber noch nicht so recht.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde schlechter. Gunnar verschwand eines Tages. Drei Tage war er fort. Meinen Kummer und mein Leid kann ich nicht beschreiben. Mein Kind wurde von zu Hause fortgetrieben. Auch der Direktor des Gymnasiums, Herr Ernst, konnte mich nicht trösten. Meine Freundin Marillis, die Gunnar unterwegs traf, brachte ihn wieder auf den rechten Weg.

Das Haus, in welchem ich wohne, kauften meine Schwiegereltern 1938 von der Familie Katz, den jüdischen Vorbesitzern, ab, die nach Amerika auswanderten. Später wurden von meinem Schwiegervater 10.000 DM Wiedergutmachung gefordert. Der „arme“ Viehhändler konnte nicht zahlen.

So wurde meinem Mann, mit dem Versprechen das Haus mal zu erben, das Geld abgebettelt. Jahre danach wurde das Geld, jedoch nicht der ganze Betrag, sondern nur 6000 DM, zurückerstattet. Mein Schwiegervater erhielt 3000 DM und steckte sie in seine eigene Tasche. Meine Schwiegermutter bekam den gleichen Betrag und übergab ihn sofort ihrem Sohn Gustav.

Für das Geld kaufte Gustav ein Gartengerät und ließ einen Anhänger daran bauen. So erhielten wir unser „Töff-Töff“, welches uns die Gartenarbeit erleichtern half.

Ja, ja! Mein Schwiegervater! Ständig war er in Geldnot. Nicht nur dieses Geld kassierte er von uns, sondern unterschlug uns 1000 DM für ein Grundstück, welches wir von Bekannten „gekauft“ hatten.

Opa Heinrich wurde erst schwerhörig und dann sehr krank. Es war unmöglich für mich, neben meiner vielen Arbeit, seine Pflege zu übernehmen. So kam er in das Jesberger Alten- und Pflegeheim. Obwohl das Leben im Hause damit ruhiger geworden war, besserte sich das Verhältnis zwischen meiner Schwiegermutter und mir nicht. Ständig war sie eifersüchtig, mäkelte herum und kontrollierte alles, sogar meine Auszüge.

Frau Mühling, die nach so vielen Jahren immer noch jeden Freitag zu uns kam, meinte, bevor wir in den Sommerurlaub zu meiner Familie nach Lauingen fahren wollten:

„Schließ deinen Schreibschrank ab. Nicht, dass ich wieder von deiner Schwiegermutter

erzählt bekomme: „Ich möchte wissen, was die immer mit dem Geld machen? Immer ist das Konto leer.“

Während des erwähnten Sommerurlaubs waren Gustel und ich zu Besuch in Lauingen. Gustel durch seine Hüftoperation stark gehbehindert, fuhr mit mir an den Lauinger Baggersee zum Baden. Er ruhte sich auf einer Decke aus, ich schwamm hinaus auf den See. Ich schwamm und schwamm und entfernte mich immer weiter. Gustel war aufgestanden und winkte mir mit beiden Armen zu. Ich deutete das als Zeichen der Begeisterung und schwenkte ebenfalls meinen Arm. Nach der Rückkehr meiner enormen Schwimmtour wurde ich mit Schelte empfangen. „Wie kannst du nur so weit in den unbekannten See hinausschwimmen? Hättest du einen Krampf bekommen, ich hätte dir nicht zur Hilfe eilen können!“

Wieder zurück aus dem Urlaub, wurde ich von meiner Schwiegermutter angefaucht: „So ein Misstrauen, alles wird abgeschlossen!“ Jedoch war außer dem Schreibschrank nichts anderes verschlossen worden.

Gustel arbeitete und arbeitete. Er schonte sich nicht. Seine Hüfte litt und schmerzte. Eine neue Hüftoperation folgte. Um Gunnar zu zeigen, dass ich zu ihm halte, kaufte ich ihm von meinem Bausparkassenbeitrag ein Motorrad. Er freute sich riesig darüber, aber sein Vater schmolte und fühlte sich noch mehr zurückgesetzt. Inzwischen ging auch Sven aufs Gymnasium. Die Kinder hatten wenig Zeit, sie mussten viel lernen.

In den Osterferien flogen Gustav, Sven und ich nach Florida zu meinem Onkel Josi, dem jüngsten Bruder meiner Mutter, seiner Frau Traude und der Familie meiner Cousine Dagmar. Der Flug war recht anstrengend, denn Gustav, der nichts tragen konnte, bekam nur eine Umhängetasche mit den Papieren und dem Reisegeld. Auf Sven und mich wurden die Gepäckstücke aufgeteilt.

In Frankfurt vor dem Abflug wurden wir kontrolliert und abgetastet. Bei Gustav und mir gab das Gerät keinen Laut von sich, aber bei Sven „piepste“ es laut. Was war los? Der Beamte untersuchte noch einmal und was kam zum Vorschein? Ein Feuerzeug und ein Zigarettendrehmaschinchen! Sven bekam ein rotes Gesicht und rote Ohren. „Was, du rauchst?!“ Bald darauf gab er das Rauchen auf.

In New York mussten wir zwischenlanden. Wir fuhren mit dem Bus auf der Ringlinie zum nächsten Terminal. Sven kümmerte sich um das ihm zugewiesene Gepäck, ich mich um das meine. Aber Gustav, wo hatte der seine Umhängetasche? Die lag noch im Bus. Ich rannte so schnell ich konnte zur ersten Aufsichtspersonen in der Wartehalle. Dort konnte ich auf einmal gut in Englisch erklären, was passiert war. Der Uniformierte telefonierte und bald darauf hielt der Bus wieder vor uns. Gustav bekam von einem Schwarzen seine „yellow bag“ (gelbe Tasche) überreicht. Als Trinkgeld erhielt der Finder fünf Dollar.

Da wir länger Aufenthalt hatten, beschlossen Sven und ich, uns bei Onkel Josi in Florida per Telefon anzukündigen. Aber wir schafften es einfach nicht. Schließlich half uns ein Angestellter des Flughafens und wählte für uns den Teilnehmer, um das Gespräch zu führen.

Abends landeten wir in Tampa und wurden mit dem Auto von unserer Verwandtschaft abgeholt. Beim Übergang vom Flughafengebäude ins Parkhaus wehte uns eine warme

Brise entgegen. Svens erste Frage lautete daher: „Ist hier am Flughafen geheizt?“ „Nein, das ist normale Florida-Temperatur.“ wurde uns lächelnd erklärt.

Wir verbrachten schöne Urlaubstage bei den Verwandten. Wie fuhren mit Onkel Josis Boot auf dem „kleinen See“, wie er den „Lake Weir“ nannte, an dem er ein Grundstück hatte, eine Stunde lang rund herum. Wir besuchten eine Schlangenfarm und ein Delphinarium, machten eine Dampfertour und besuchten Disney World in Orlando.



Gustel, Sven und ich waren die einzigen Passagiere des Schaufelraddampfers von Silver Springs

Bei einem Einkauf im Supermarkt horchte Gustav plötzlich erstaunt auf: „Eben haben Sie mich per Lautsprecher aufgerufen!“ „So ein Unfug“, meinte ich. „Hier kennt dich doch keiner!“ „Doch“, erwiderte er „sie haben Gasstaff Trass ausgerufen.“ Wir fragten bei der Information nach – und tatsächlich: Gustav Trus wurde gesucht. Er hatte seine Geldbörse mit Papieren und 100 DM verloren. Er ließ sich an Ort und Stelle eine neue Geldtasche mit Kette anfertigen und seinen Vornamen einprägen.

Als wir wieder mal beim Baden am Lake Weir waren, hatte ich ein aufregendes Erlebnis. Ich schwamm etwas weiter hinaus und sah den Nachbarn wild gestikulierend und

schreiend auf dem Steg stehen. Plötzlich verstand ich, was er brüllte: „There is an alligator in the water.“ Plötzlich glotzen mich in unmittelbarer Nähe Krokodilaugen an. Nie in meinem Leben habe ich schneller versucht, das Ufer zu erreichen.

Auf unserem Heimflug machten wir wieder Zwischenlandung in New York. Wir wollten uns noch einmal für die schönen Tage bedanken und griffen zum Telefonhörer. Als wir sprechen wollten, hörten wir eine Stimme mit einem eigenartigen Dialekt im Telefon, die uns antwortete. Da wir nicht verstanden, legten wir wieder auf. Unser Geld kam aus dem Apparat heraus. Wir versuchten es noch zweimal. Wieder das gleiche.

Um uns weiterzuhelfen, sprachen wir einen jungen, braungebrannten Mann neben uns an, der gerade den Hörer hingelegt hatte. Mit seinem breiten Cowboyhut und braun gebrannt wie er war, uns wie ein typischer Texaner vorkam. Wir schilderten kurz unser Problem. Und er antwortete auf Englisch, jedoch mit breitem bayerischen Akzent: „Jo mei, you have to call the operator“. („Sie müssen mit der Vermittlung sprechen, die sie da hören.“)

Wir hatten also keinen Texaner, sondern einen Touristen aus Deutschland angesprochen. „Kummt's grad aus Deutschland, dass ihr net telefonieren könnt?!“ Er warf Geld ein, hörte ein paar Sekunden zu und gab uns den Hörer. „Für ein Dollar 50 könnt's telefonieren, hat der Operator g'sagt!“ erklärte er uns. Aha, da war ein Vermittler dazwischen, der mit uns gesprochen hatte! Ich habe nie unsere Unwissenheit kundgetan.

Zu Hause empfing uns Erna, Frau Mühling, aufgeregt: „Was der Gunnar angestellt hat ...“ „Ja, um Himmels willen, was hat er denn angestellt?“ „Er und seine Freunde haben

ein Transparent aus dem Fenster gehängt, mit der Aufschrift: „Wir sind die, vor denen uns unsere Eltern immer gewarnt haben.“ Gunnar und seine wilden Freunde! Die Jesberger hatten wieder ein Tagesgespräch und wir mussten das Wohnzimmer renovieren, so schlimm sah es dort aus.

Gustels Lauferei wurde schlechter, er wurde zur Kur nach St. Peter Ording geschickt. Ich fuhr mit. Es war nicht der richtige Aufenthaltsort. Er konnte mit den zwei Krücken im Sand nicht vorwärtskommen. Ständig hielt er sich im Haus auf und trank Bier.

Wieder zurück in Jesberg, fanden wir eine Einladung zum Hochwieser-Treffen in Solingen vor. Wir meldeten uns an und fuhren zusammen mit meinen Eltern, die zu Besuch gekommen waren, in Alis Bus zum Treffen. Ich erkannte nur wenige Menschen unserer ehemaligen Nachbarn. Aber viele Sprachen mich an, vor allem, weil sie mir etwas wichtiges mitzuteilen hatten: „Schau, Erika, da vorn am Tisch sitzt dein richtiger Vater, der Ludwig Motzbäuchel!“

Kaum hatte ich das vernommen, stapfte ich hin, pflanzte mich vor ihm auf und fragte: „Ist das wahr, dass du mein Vater bist?“ „Ja, Erika, ich bin dein Vater. Ich habe mich oft nach dir erkundigt und bin stolz auf dich.“ „Und warum hast du meine Mutter nicht geheiratet?“ „Weil sie viele Kinder wollte, was mir nicht passte.“ Er steckte mir etwas in die Jackentasche und ich trollte mich wieder.

Es war das erste und letzte Mal, dass ich mich mit meinem Erzeuger, dem Ludwig, (genannt Leiosch) Mötzbäuchel unterhielt. Er war ein Mötzbäuchel aus einer anderen Linie, als die von der Verwandtschaft meines Stiefvaters Tekale. Zur Erinnerung befand

sich in meinem Täschchen ein Fünzigmarkschein. Irgendwo in der Fremde lebt noch ein Halbbruder von mir namens Richard.



Mutti und Vati am Tag ihrer goldenen Hochzeit

Gunnar legte nach einem Jahr Schulverlängerung sein Abitur ab und begann in Marburg evangelische Theologie zu studieren.

Anne, die Tochter von Gustels Schwester Katharina, war mit ihrem Mann Wolfgang nach Paris gezogen. Sie luden uns zu einem Besuch zu sich ein. Wir freuten uns und fuhren auch bald darauf mit dem Zug los. Noch heute sind mir die Begrüßungsworte in Forbach, der Grenzstation, im Ohr: „erzlich willkommen in Frongreisch.“

Es waren erlebnisreiche, frohe, wenn auch anstrengende Tage in Paris-Marly. Wir fuhren mit der Metro, die ersten Tage noch in Begleitung, danach alleine in die Stadt. Wir

besuchten Museen, Kirchen und den Eiffelturm. Das war eine enorme Leistung von uns, so ohne jegliche französische Sprachkenntnisse.

Währenddessen war in Jesberg alles seinen gewohnten Gang gegangen. Oma hatte Sven versorgt, der täglich zur Schule nach Oberurff gefahren war. Ich nahm den Unterricht mit meiner zweiten Klasse auf, fuhr an einigen Nachmittagen zu einem Werkkurs nach Borken, besuchte einen Religionskurs. Gustel fiel von Tag zu Tag das Arbeiten an der hochkomplizierten Maschine in Betrieb schwerer. Er suchte die orthopädische Klinik in Gießen auf und wurde nach eingehender Untersuchung zum Invaliden und Frührentner gestempelt.

Nun war er ständig zu Hause. Er wusste nichts Rechtes mit sich anzufangen. Heimlich griff er wieder zur Flasche. Oma fühlte sich bei ihren „Töpfen“ gestört. Sie mäkelte an ihrem Sohn herum und es kam zu Reibereien. Dann teilte sie uns, zu unserer Überraschung, mit, sie habe sich im Jesberger Altenheim angemeldet und zog auch bald darauf dort ein. Nun war Gustav alleiniger Herrscher in der Küche. Er entwickelte sich zu einem guten Koch.

Sven, inzwischen Abiturient geworden, legte, auch nach einjähriger Schulverlängerung, sein Abitur ab und begann, nachdem wir ihm ein Auto gekauft hatten, in Göttingen ein Germanistik- und Publizistikstudium auf.

Gustels Zähne, der als junger Mensch mit seinen Zähnen einen Stuhl mit einer darauf sitzenden Frau hochheben konnte, begannen ihm große Schmerzen zu bereiten. Er

musste sie sich alle ziehen lassen und bekam ein Unter- und Obergebiss verpasst. Diese stimmten überhaupt nicht überein. Trotz dieser Schwierigkeiten fuhren wir mit Hans (Gustels Bruder) und seiner Frau Martha zu einem angemeldeten Urlaub nach Brannenburg bei Bad Tölz. Höllenqualen litt der arme Mensch, der nicht beißen und nicht essen konnte. Fast endete die „Zahngeschichte“ vor Gericht.

Gunnar fand bei seinen Professoren an der Universität keinen rechten Zugang mehr. Ihm sagte das Studium nicht mehr zu. Er beendete es. Er zog mit Sabine, die er während der Semester kennen gelernt hatte, in die Hetschold-Mühle. Er verdiente sein Geld mit Taxifahren und Schlachten von Forellen in einer Fischzucht im Urfftal.

Gustav bekam eine Kur in Bad-Kohlgrub in Bayern bewilligt. Die dort angebotenen Moorbäder sollten seine Schmerzen lindern, was teilweise gelang. Mir taten die Bäder im warmen, schwarzen Matsch auch gut. In der Umgebung suchten wir unzählige Dorfkirchen auf. Fast in jeder hing eine Gedenktafel der gefallenen Soldaten, auf der zu lesen war: „Gefallen in der Mittelslowakei.“ Mich berührte das sehr tief. Waren es doch die jungen Menschen, die im Kampf gegen die Partisanen ihr Leben für uns geopfert hatten.

An einem Tag fuhren wir mit unserem Auto quer durch den Allgäu zu meiner Freundin Christel und ihrem Mann nach Reitnau, in der Nähe von Lindau. Es war eine große Freude, uns nach so vielen Jahren wieder zu sehen. Christel, Arno (ihr Mann), Gustel und ich gaben uns das Wort, unsere Freundschaft weiterzuführen und zu festigen. Jedoch schon bald darauf verstarb Arno.

Gunnar begann in der Nähe von Gießen eine Schreinerlehre. Er zog mit Sabine in eine kleine Wohnung im benachbarten Wißmar. Den zugelaufenen Mischlings-Hund namens „Schorsch“ – auch wenn er eine Hündin war – nahmen die beiden mit. Sabine setzt ihr Studium an der Gießener Universität fort. Gunnar lernte bei der Firma Rinn, wo er nach der Lehrzeit seine Gesellenprüfung ablegte.

Mein Schwiegervater im Pflegeheim erkrankte schwer. Bei einem Besuch bei ihm nahm er mir das Versprechen ab, ihn noch einmal vor seinem Tode zu besuchen. Er nahm meine Hand, küsste sie, bedankte sich für alles, was ich ihm Gutes getan hatte und meinte: „Du warst immer aufrichtig zu mir. Du hast dich auch nicht gescheut, mir die Meinung zu sagen, wenn ich Unrecht tat.“ An dem Tag, als der junge Flieger Rust mit seiner Maschine auf dem „Roten Platz“ in Moskau landete, starb er. Sven holte mich im Garten, wo ich mit Gustel Karten spielte, ab. Er hatte schon die Augen für immer geschlossen, als ich bei ihm ankam. Ich streichelte seine noch warme Stirn zum Abschied.

Sven hatte sein Studium in Göttingen beendet, seine Zwischenprüfung geschrieben und ging nach Berlin. Dort besuchte er noch für weitere Semester die „Freie Universität Berlin“, um sein Studium mit dem Magistergrad abzuschließen.

Anfangs bezog er ein Zimmer in Kreuzberg, dann eins in Wilmersdorf und teilte sich danach einige Jahre mit zwei Mädchen eine kleine Wohnung in Neukölln. Später lernte er Petra kennen. Anfangs blieben beide in der Neuköllner Wohnung, um später in eine schöne große Wohnung in Friedenau zu ziehen.

1988 starben unsere alten Nachbarn Brostmeyer. Das Haus stand leer. Deren Tochter Margot und ihr Mann Karl waren bereits Jahre vorher nach Kassel gezogen. Das Haus wurde zum Kauf angeboten. Wir schlugen Gunnar vor, das Anwesen für ihn zu kaufen, um für ihn eine Schreinerei eröffnen zu können. Sabine hielt ihn ab, sie wolle „nicht so nah an uns kleben“. Gunnar entschied sich, die Meisterschule in Bad Wildungen zu besuchen und Haus, Garten und Scheunen wurden erworben.

Alles war in einem erbärmlichen Zustand. Keine Heizung, nur Ölöfen in allen Räumen, defekte Wasserleitungen, völlig undichte Fenster, nasse Wände in den Fluren. Seit dem Unfalltod ihres Enkels Volker, hatten sie kein Geld mehr in das Haus gesteckt.

Als erstes schafften wir uns zehn kleine Gänseküken an, die später den verwilderten Grasgarten abfressen sollten. Ihr Zuhause wurde der ehemalige Schweinestall. Bei gutem Futter – Kleie, Brennesseln und gekochte harte Eier – wuchsen die Tiere schnell zu wunderschönen weißen Gänsen heran. Sie wurden meine Lieblinge. Besonders ein großer Ganter hatte es mir angetan. Immer wenn er ankam, fasste ich ihn am Hals und streichelte ihn: „Na, mein Big Boss“, sprach ich ihn an und er verdrehte seine blauen Augen. Hundedame „Schorsch“ hatte sich die Gänse zu Feinden gemacht. Als sie klein waren, zwickte er sie immer. Jetzt, wo sie groß waren, rächten sie sich an ihm. Kam er in Ihre Nähe, knafften Sie ihn so, dass er laut aufheulte.

Die Gänse betrachteten mich als ihre Mutter. Betrat ich den Garten, kamen sie kreischend, flügelschlagend angerannt und scharten sich um mich. Wehe, wenn ich ausnahmsweise eine weiße Kittelschürze angezogen hatte – die mochten sie nicht leiden. Bunt musste sie sein, sonst zerrten sie an mir herum. Mussten Sie abends in den

Stall rief ich: „Auf, Kinderchen, es geht ins Bett“, stellten sie sich im Gänsemarsch auf und trabbelten hinter mir her.

Nur einmal wollten sie nicht. Sie blieben vor einer roten Kordel, die auf der Erde in der Scheune lag, stehen. Das rote Etwas wurde mit dem linken Auge betrachtet, dann mit den rechten. Es war nichts zu machen, das muss eine bösertige Schlange sein!

Ich ging auf alle Viere, krabbelte vor ihnen her und alle folgten mir. „Bist du mit dem Tierforscher Lorenz verwandt?“ fragte mich mein Nachbar, der die Szene beobachtet hatte.

Manchen Eimer Wasser habe ich in ihre „Badewanne“ geschleppt, mich zum Gemüseputzen zu ihnen in den Garten gesetzt und sie mit Abfällen gefüttert. Gekaufte Gemüsereste fraßen sie nicht. Sie nahmen sie in den Schnabel und spuckten sie wieder aus. Feinschmecker waren sie! So entdeckte ich meine große Liebe zu den Gänsen, den klugen Tieren.



Gustel und ich am
Tag von Gunnars
Meisterprüfung in
Bad Wildungen

Im Haus und der ehemaligen Bäckerei begann das große Arbeiten. Wir alle, Handwerker sowie Freunde von Gunnar rückten zur Hilfe an. Wände wurden versetzt, Heizung- und Wasserleitungen gelegt, Fenster, Türen und Fußböden erneuert. Ich half, so gut ich konnte, mit. Dabei verlor ich an Gewicht, wurde von Tag zu Tag blasser. Alle Freunde schimpften mich aus: „Du arbeitest zu viel!“

Nach Weihnachten stellte ich mich dem Amtsarzt vor. Der, als er meinen erbärmlichen Zustand nach einer Untersuchung feststellte, schrieb mich ab sofort pensionsreif. Ab dem 1. Februar 1989 begann, mitten im Schuljahr, mein unfreiwilliger Ruhestand.

Ich wollte mich erholen, wollte in die Sonne. So buchten wir eine Reise nach Gambia in Afrika. Es war ein sehr schöner Urlaub, aber mein Gesundheitszustand besserte sich nicht wesentlich.

Wieder zuhause, kam der Grund meiner Gewichtsabnahme zu Tage. In meinem Stuhlgang befand sich Blut. Ich hatte Krebs, Darmkrebs. Die Gänse wurden geschlachtet, gerupft und eingefroren. Ich kam nach Ziegenhain ins Krankenhaus und wurde operiert. Es war eine schwere Operation, aber ich „Stehaufmännchen“ erholte mich rasch.

Da starb in Lauingen meine Mutter. Ich hatte sie wegen meiner Krankheit nicht mehr besuchen können, trotz meines Versprechens, es zu tun. Sie wurde auf dem neuen Lauinger Friedhof, und nicht wie sie es sich gewünscht hatte, neben ihrem Vater Karl Rezabeck, meinem Großvater, der schon 1961 gestorben war, auf dem alten Friedhof, beigesetzt.

In Jesberg gingen die Bauarbeiten zügig weiter. Es entstanden wunderschöne Wohnungen im „neuen alten“ Haus. Gustav arbeitete, trotz seines geschundenen Körpers, tüchtig mit. Er verhandelte mit den Architekten und stritt mit den Menschen der Denkmalpflege über Farben und Schindeln.

Die ersten Wohnungen konnten bezogen werden. Gunnar erhielt die ersten Mieten. In Bad Wildungen, schloss er seinen Meisterkurs ab. Rasch darauf meldete er neben der Schreinerei auch ein Bestattungsinstitut an. Wie es das Schicksal wollte, war die erste Tote, die er beerdigte, seine Oma Anna aus dem Altersheim.

Hans, Martha, Gustel und ich wurden von Karl, Gustels Bruder, zu seinem Geburtstag nach Frankfurt eingeladen. Die „Party“ fand, obwohl schon November war, in seinem Garten statt. Es war unbeschreiblich, was wir da bei kaltem Sauerkraut und Fleisch im ungeheizten Gartenhaus gefroren haben. Nicht einmal eine kleine Zwischenstation in der warmen Wohnung, bei der angeheirateten philippinischen Verwandtschaft, brachte Erholung.

Von Frankfurt bis nach Jesberg versuchte ich Marthas Hände vom „Eise“ zu befreien, was mir nicht gelang. Daheim gestand uns Gustav, dass er am Tage vor der Fahrt nach Frankfurt von der Leiter gefallen sei. Er zeigte uns seinen Allerwertesten, der schwarz wie Zwetschgenmus war. Wie hatte dieser arme Mensch nur so viele Stunden sitzen können???

Nach etwa zwei Jahren nach der Krebs-OP ließ ich meinen Darm zur Kontrolle wieder untersuchen. Leider wurde wieder ein Krebsknötchen entdeckt. Ein erneuter Krankenhausaufenthalt und eine Operation folgten. In Lauingen starb kurz darauf unerwartet mein Vater. Ich fuhr zur Beerdigung nach Lauingen. Bald ging es mir wieder gut. Gunnar, Sabine und Schorsch zogen ins renovierte Haus. Sabine fuhr weiter nach Marburg an die Universität.

Meine treue, in den vielen Jahren zur Freundin gewordene, Erna hörte auf bei uns zu putzen. Das Alter ließ es nicht mehr zu. In Lauingen wurde das Häuschen der Eltern verkauft, das Geld an uns Geschwister ausgezahlt. Wir legten zusätzlich zum Erbe noch die Einnahmen für das veräußerte Grundstück vor unserer Scheune und meine Lebensversicherung zusammen. Damit beglichen wir einen Großteil unserer Schulden für das erworbene Haus.

1996 nahmen Gustel und ich, trotz einer erneuten Operation meines Mannes, zusammen mit anderen Hochwiesern, an einer Busreise in die alte Heimat teil. Es wurde sehr anstrengend, obwohl wir einen Rollstuhl im Gepäck hatten. Unsere Reise ging über Tschechien, mit einem Besuch Prags, nach Ungarn an den Balaton (Plattensee) und der wunderschönen Stadt Budapest in die Slowakei.

Unser Quartier bezogen wir in der Nähe von Žarnovica in Sitno-Vyhne. Es war ein neues Rehazentrum. Von da aus unternahmen wir Tagesfahrten in die Umgebung. Unser erster Besuch führte uns in das 18 km entfernte Hochwies. Noch heute befällt mich ein beklemmendes Gefühl, wenn ich daran denke, welche Angst in mir hoch stieg, nach über 50 Jahren in die Zeit der Kindheit zurückzukehren.

Bei herrlichem Sonnenschein kamen wir „in der Stadt“ an. Die wunderschöne Landschaft nahm uns sofort gefangen. So prachtvoll hatte ich die Höhen, Täler und Wälder nicht mehr in Erinnerung. Die Dorfstraße stieg steil an, mit einem Rollstuhl nur schwer zu bewältigen. Wir nahmen an einem Gottesdienst, mit meiner Cousine Paula, ihrem Sohn Willi, seiner Frau Veronika und ihren drei Kindern, die wir aus Nová Vés eingeladen hatten, teil. Paula, die kurz vor diesem Besuch ihren Mann verloren hatte, und ich weinten bitterlich. So ergriffen waren wir.

Mittagessen wurde uns auf dem „Pen Hübel“, einer Erhebung im Dorf, angeboten.

Paulas Familie Faber waren unsere Gäste. Willi und Familie fuhren am Abend wieder nach Hause. Paula blieb für einige Tage als unser Gast bei uns im Hotel.

Die Tage darauf erfuhren wir noch des Öfteren nach Hochwies. Alles machte tief traurig. Von Brinsky, Thoma und der Thoma-Schule war nichts mehr zu sehen. Kein Stein lag mehr auf dem anderen. Aus dem alten Schulhof war ein Sumpf geworden, da die Quelle des Brunnens weiter sprudelte. Nur die Blumen, die auf den Bergwiesen standen, strahlten in herrlicher Pracht. Blumen, die bei uns nicht mehr zu sehen sind. Ich pflückte mir einen großen Strauß, den ich trockenen und mit nach Jesberg nehmen wollte. Aber es war mir nicht vergönnt. Durch die starke Hitze trockneten die Blüten zu rasch und zerbröselten.

Von Vyhne aus besuchten wir auch das Denkmal in Schemnitz, dass für die vielen erschossenen Hochwieser errichtet wurde. Nach einer Fahrt durch Nová Baňa durchfuhren wir das Dorf Klak. Dieses war wegen der Partisanenverfolgung von deutschen Soldaten abgebrannt worden. Wir hatten davon nichts gehört. Mitten im Ort stand ein Denkmal auf dem eine Inschrift zu lesen war, die uns Paula vom Slowakischen ins Deutsche übersetzte: „Auf diese Straße tropften viele Tropfen Blut. Vergesst es ihnen nie!“ Wir durften den Bus nicht verlassen. Hasserfüllte Augen blickten uns durch die Fenster an. Doch Unrecht geschah auf beiden Seiten. Beim Abschied von unseren slowakischen Verwandten versprachen sie, uns bald in Deutschland zu besuchen.

Im Jahr darauf trafen sie alle fünf bei uns ein. Es gefiel ihnen sehr gut. Sie staunten über die Mengen an Fleisch, die zum Grillen auf den Rost gelegt wurden. Der Fleischverzehr in der Slowakei war doch sehr eingeschränkt. Wir besuchten mit ihnen Kassel und Marburg. Bis heute ist eine gute Verbindung zwischen uns geblieben. Paula spricht und schreibt, ebenso wie ihre Enkelin Zuzi (Susi), fehlerfrei Deutsch.

Gunnar trennte sich von Sabine, nachdem er sich mit ihr auseinandergelebt hatte. Kurz darauf lernte er Ivonne kennen, ein liebenswertes Mädchen. Im Jahr darauf heirateten sie. Im Jahr 2000 wurde unser aller Sonnenschein Arne geboren. Gustav kam nach Bad-Kissingen zur Kur. Er nahm mich mit. Gunnar, Ivonne und Baby Arne besuchten uns im Badeort.

Nach dem Kuraufenthalt fühlte sich Gustav gestärkt und betreute jeden Vormittag mit großer Liebe das kleine Kind, während unsere Ivonne die Ausbildung zur Bürokauffrau beendete. Bei uns im Haushalt fing Heidi an, mir jeden Freitag beim wöchentlichen Putzen und Aufräumen unter die Arme zu greifen.

Kurz danach bekam ich große Bauchschmerzen. Der Arzt überwies mich nach Ziegenhain ins Krankenhaus. Diagnose: Gallensteine. Ich wurde operiert. Sie fanden einige Steine in der Gallenblase – „nur“ 997!!! Das weiß ich genau. Gustav und ich zählten und fotografierten sie. Das war eine schwere Operation. Der gesamte Gallenkanal, die Leber und die Bauchspeicheldrüse waren entzündet. Bis auf eine Zuckererkrankung blieb nichts zurück, ich wurde gesund und konnte wieder alles essen.

Ein Jahr darauf ertastete ich nach einem Bad einen Knoten in meiner linken Brust. Es stellte sich heraus, es war Brustkrebs. Im Elisabeth-Krankenhaus in Kassel wurde der Knoten aus der Brust entfernt. Leider musste auch eine Drüse in der Achselhöhle herausgenommen werden, da sie schon befallen war. Es folgte eine Chemotherapie und 36 Bestrahlungen.

Nach der letzten Behandlung, am 16. November, sagte mein Mann zu mir: „So eine Krankheit kriege ich nicht!“ Aber da war nur der Wunsch der Vater des Gedankens. Er begann, sich über Halsschmerzen zu beklagen. Er gurgelte, er nahm Tabletten. Nichts half. Er suchte einen Hals-Nasen-Ohren-Arzt auf, der einen Krebsknoten im Rachen feststellte. Es begann ein Krankenhausaufenthalt in Marburg. Sehr sehr schwierige, stundenlange Operationen folgten.

Mühsam versuchte er zu lernen, wieder ganz normal trinken und essen zu können. Es gelang ihm nie wieder. Er blieb ein schwerkranker Mann. Alle Speisen mussten zu Brei gemixt werden. Eine Belastung für ihn und für mich. Er konnte sich selbst nicht ausstehen, nahm starke Medikamente ein, griff im Glauben, ich würde es nicht bemerken, heimlich wieder zur Flasche.

Einer der Lichtblicke in dieser Zeit war die Ankündigung von Petra und Sven, dass wir bald einen weiteren Enkel bekommen würden. Der kleine Iaco wurde am 4. Februar 2003 geboren.

In Jesberg unterstützte Gustel Gunnar. Er entglaste alte Fenster, klopfte, richtete und sortierte wertvolle Nägel, schnitt Pappkartons entzwei und füllte die blauen Tonnen. Doch alle Beschäftigungstherapie half ihm nicht. Eine Schiffsreise auf der Donau, bei der er gern teilnehmen wollte, sagten wir ab.

Am 14. Juli 2003, drei Tage vor unserem 40. Hochzeitstag, legte er sich nach dem Mittagessen in den zweiten Stock in eines der Zimmer zum Mittagsschlaf. Doch kaum hatte ich begonnen die Küche aufzuräumen, stand er wieder in der Tür und klagte: „Ich bin todmüde und kann doch nicht ruhen. Ich gehe in die Scheune und zerkleinere Pappkartons.“ „Möchtest du eine Tasse Kaffee, vielleicht hilft sie dir?“ „Nein, Kaffee mag ich nicht!“, meinte er und stolperte mühsam die Treppe hinunter.

Kaum war eine Zeit vergangen, stand er abermals in der Tür und fragte: „Ist der Kaffee fertig?“ „Nein!“ antwortete ich erschrocken, „doch ich filtere gleich welchen!“ „Dann gehe ich so lange in die Scheune, rufst mich dann!“ Schwerfällig tappte er wieder hinunter.

Ich brühte den Kaffee auf und ging ihn rufen, aber er war nicht in der Scheune. Schnell eilte ich zu Gunnar in die Werkstatt. „Weißt du, wo dein Vater ist, er ist nicht in der Scheune?“ „Das gibt es nicht, ich war vor 10 Minuten bei ihm und habe ihm das Messer geschärft!“ Wir schauten beide nach. Die Scheune war leer. Vielleicht hatte er sich noch einmal hingelegt, dachte ich, wo er doch so todmüde war. Leise bewegte ich mich im Haus, um ihn ja nicht zu stören.

Um 16:00 Uhr rief Herr Helwig an und fragte: „Wo ist ihr Mann? Er wollte doch zur Massage kommen!“ „Er schläft sicher“, meinte ich. Ich ging mit einem Eimer in den Garten und pflückte die restlichen roten Johannisbeeren. Bei der Heimkehr war das Tor der Scheune immer noch weit geöffnet, aber kein Gustav zu sehen. Beunruhigt eilte ich ins Haus, schaute ins Zimmer, aber das Bett war leer. Wieder in der Scheune, hastete ich die Treppen hoch, niemand da.

Beim Hinuntergehen entdeckte ich ihn. Er kauerte hinter dem Töff-Töff an der Wand und schlief. Ich ergriff seine Hand, sie war eiskalt. Ich schüttelte ihn, er schlief. So schnell ich

konnte, rannte ich zu Gunnar. „Dein Vater sitzt in der Scheune und ist tot!“, schrie ich. Gunnar flog über die Straße. Der herbeigeholte Arzt stellte einen „Sekudentod“ fest. Gunnar bahrte seinen Vater mit weißem Hemd und schwarzem Anzug in der Scheune auf. Wir holten Martha, Hans und den Pfarrer und nahmen Abschied.

Es war eine große Beerdigung mit allen Verwandten, Gustels und meiner Familien, den Sportskameraden des Behindertensportvereins und unzähligen Jesbergern.

Arne vermisste seinen Opa sehr. Mich mochte er nicht leiden. Er war erschrocken, als ich so ganz schwarz gekleidet bei ihnen im Haus auftauchte. „Du geh heim in dein Haus“, meinte der dreijährige Knirps. Doch ich war für dieses Verhalten nicht ganz unschuldig. Um Gustels große Liebe zu seinem Enkel nicht zu trüben, hatte ich mich völlig zurückgezogen. Nichts sollte das Glück zwischen den beiden stören. Nur langsam gewöhnte Arne sich an mich.

Um mir über die Leere in meinem neuen Leben hinweg zu helfen, nahmen mich meine Kinder oft zum Einkaufen mit. Bei einer dieser Fahrten ließ uns Arne tüchtig schmunzeln. „Mama“, frug er, „kaufst du mir Tom und Jerry Wurst?“ „Ja, wenn du sie isst!“ „Ja, aber kauf mir auch ein Brötchen.“ Zu Hause bestrich Ivonne dem Kleinen das Brötchen mit Butter und belegte es mit der Wurst. Sie reicht es ihm und fragte: „Schmeckt's?“ „Na ja! Es schmeckt, wenn es nur nicht so einen ekelhaften Geschmack hätte!!!“

Zwei Jahre nach Gustels Tod starb Hans, sein Bruder. Alle drei Söhne „Trusens“ waren von uns gegangen.

Nach etwa einem Jahr konnte ich nur noch schwer laufen. Mein linkes Knie bereitete mir arge Schmerzen. Wieder einmal ins Krankenhaus. Im Krankenhaus in Fritzlar setzte mir Dr. Michels ein künstliches Kniegelenk ein. Alles klappte gut. Nach 14 Tagen wurden die Fäden gezogen und meine Therapeutinnen schickten mich gleich danach in ein großes Schwimmbad.

Ein Teil der Naht platzte auf, eine Infektion gelangte in die Wunde und sie eiterte. Wochenlang musste das Knie täglich neu verbunden werden. Eine Reha-Maßnahme in Reinhardshausen bei Bad Wildungen brachte ebenfalls keine Besserung. Erst eine erneute Operation in Fritzlar erzielte Heilung.

Vor einigen Jahren bekam ich ganz überraschend Besuch aus New York. Herr Waldmann, der Schwiegersohn der ehemaligen jüdischen Besitzer Katz, seine zweite Frau, seine Enkelin und deren Ehemann unterbrachen ihren Flug von Israel nach Amerika und legten einen Aufenthaltsstopp in Deutschland ein. Wir begegneten uns sehr freundschaftlich.

Herr Waldmann, der noch recht gut Deutsch sprach, erzählte mir viel von der Familie Katz und deren Tochter Regine, seiner ersten Frau, die hier im Hause geboren wurde. Sie kam am gleichen Tag und im gleichen Jahr wie ich zur Welt: am 14.11.1929. Ich war darüber so erschrocken, dass ich kaum Worte finden konnte. So etwas kann doch kein Zufall sein?! Das Schicksal führte uns beide hier in das Haus. Leider konnte ich

Regine, das Jesberger Mädchen, nicht mehr kennen lernen. Sie starb bereits 1985 in Amerika.

Herr Waldmann, schon ein älterer Herr, versprach mir, mich noch einmal zu besuchen: „So Gott es will“, meinte er. Aber seit einigen Gesprächen per Telefon und ein paar Briefen habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ob es Gott doch nicht mehr will?

2007 starb nach schwerer Krankheit Erna, meine zur Freundin gewordene, langjährige Hilfe. Ich vermisse sie schmerzlich. Wir hatten viel zusammen unternommen, fuhren gemeinsam in die ehemalige DDR und später in das „freie Thüringen“ zu Gustels Cousine Helga. Noch heute pflege ich regen Kontakt dorthin.

Im Spätsommer 2010 fiel mir plötzlich das Gehen und Arbeiten schwer. Ich saß viel herum und fand keine Erklärung dafür. Ein Kardiologe stellte fest, dass eine Herzklappe stark verengt war. In Frankfurt am Main im St. Katharinen-Krankenhaus, wurde mir von Professor Dr. Sievers eine neue von der Leiste aus eingesetzt. Seither fühle ich mich, nach anfänglichen Darmschwierigkeiten, wieder wohl.

Ich habe eine neue Freundin gefunden, Olga. Wir spielen oft Karten, auch im Beisein ihrer Tochter Heide aus Berlin, und haben viel Spaß. Per Telefon halte ich Kontakt mit meinen Geschwistern, meiner Schwägerin Kathrin (Gustels Schwester), Martha (Hans' Frau), Helga und Ihren Lieben in Berteroda (Thüringen) und Erika in Bad Langensalza (ebenfalls in Thüringen), der Tochter meiner verstorbenen Freundin Gusti, meiner Freundin aus der Kinderzeit, Nelli, die bei Wiesbaden lebt und meiner Freundin Christel

Reitnau. Fast alle meine Jugenheimer Studienkameradinnen und -kameraden sind aus Alters-oder gesundheitlichen Gründen verstorben! Nur noch Brigitte lebt in einem Alten- und Pflegeheim in Frankfurt. Das in immer anderen Städten stattfindende alljährliche Treffen mit Ursula, Marianne, Erika, Heinz, Lilo, Oskar, Gerti, Harald und mir fand leider sein Ende. Gerne gedenke ich Ihrer.

Das Haus, in welchem ich wohne, überschrieb ich meinem Sohn Sven. Beide meiner Söhne kümmern sich rührend um mich, die Schwiegertöchter gehen liebevoll mit mir um. Meine große Liebe gilt meinen beiden Enkelkindern Arne und Iaco. Möge es mir beschieden sein, noch längere Zeit an ihrem Leben und Treiben teilnehmen zu können.

Die Aufzeichnung beendet am: 21. März 2011